



Ökumene

2017

Ökumenische Akzente

- Katholische Lutherbilder
- Vom Wandern und Wundern
- Amoris laetitia
- Theologie der Diaspora

EVANGELISCH-LUTHERISCHE
LANDESKIRCHE HANNOVERS



Ökumenische Akzente – Ausgabe 2017

Herausgeber: Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Redaktion: Woldemar Flake, Arbeitsfeld Ökumene im Haus kirchlicher Dienste

Verantwortlich: Woldemar Flake, HkD (V.i.S.d.P.)

Hausanschrift: Archivstraße 3, 30169 Hannover | **Postanschrift:** Postfach 2 65, 30002 Hannover

Fon: 0511 1241-458 | **Fax:** 0511 1241-941 | **E-Mail:** flake@kirchliche-dienste.de

Internet: www.kirchliche-dienste.de/oekumene

Titelbild: Bischof Munib Younan und Papst Franziskus am 31.10.2016 in Lund. (Foto: LWB / Mikael Ringlander)

Fotos: Woldemar Flake (S. 4, 27, 28, 29); Fotolia/© krissikunterbunt (S. 19); Sascha Gramann (S. 3);

Dirk-Michael Gröttsch (S. 40); Kirche²/Maria Feßmann (S. 9, 11, 12, 15, 45:); LWB/Albin Hillert (S. 39);

LWB/Mikael Ringlander (Titel, S. 7); Jens Schulze (S. 31, 32, 36, 38); Reinhard Molitor (S. 41)

Satz und Layout: HkD (11588)

Druck: MHD Druck und Service GmbH, Hermannsburg; gedruckt auf Recyclingpapier aus 100% Altpapier

Auflage: 1300 | **Ausgabe:** 2017 | **Artikelnummer:** 584019

2017
Ökumenische Akzente

**Katholische Lutherbilder
Vom Wandern und Wundern
Amoris laetitia
Theologie der Diaspora**

Inhalt

Editorial <i>Woldemar Flake</i>	3
Der Wandel des Lutherbildes in der römisch-katholischen Kirche <i>Hans-Georg Spangenberg</i>	4
Vom Wandern und Wundern - Eine Konferenz von Kirche² für Pioniere <i>Maria Herrmann</i>	9
Amoris laetitia – ökumenisch gelesen <i>Martina Kreidler-Kos</i>	16
Gemeinden anderer Sprache und Herkunft Netzwerke und Kirchenbünde <i>Frieder Ludwig</i>	21
Drei Jahre IKCG Hannover <i>Woldemar Flake</i>	27
Europa neu denken: Zur Theologie der Diaspora Evangelische Kirchen in der Minderheit zwischen Aufbruch und Zerfall <i>Michael Bünker</i>	31
Die reformierte Gemeinde in Hannover – Minderheit mit Luft nach oben <i>Paul Oppenheim</i>	36
„The world is my parish – Die Welt ist mein Kirchspiel!“ <i>Uwe Onnen</i>	38
Kurzberichte aus LWB und ACKN Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Namibia <i>Rainer Kiefer</i>	39
Aus der ACK Niedersachsen	41
Buchempfehlungen	43

Zwei Männer in Weiß

Nein sie ringen nicht miteinander, sie markieren mit ihrer Umarmung einen Schritt „vom Konflikt zur Gemeinschaft“. Der Gottesdienst, den der damalige Präsident des Lutherischen Weltbunds Bischof Munib Younan und Papst Franziskus am 31.10.2016 in Lund gemeinsam gefeiert haben, stand am Beginn des Reformationjahres, das nun seinen Abschluss gefunden hat. Ein Rückblick auf das Reformationjubiläum - ja, dieses Wort verwenden wir nach „Healing of Memories“, Erzählcafés und Reformationssommer inzwischen unbefangen! – darf noch etwas warten, und eine Bewertung, wozu die ökumenischen Gesten und Selbstverpflichtungen führen, das braucht Geduld. Eines kann als Ergebnis dieses Jahres festgehalten werden: Es gab gerade auch in römisch-katholischen Kreisen ein großes Interesse an der Reformation und speziell auch an Martin Luther. Der Beitrag von Hans-Georg Spangenberg steht hierfür und fasst einiges zusammen, was Zugänge zum „katholischen Luther“ erleichtern kann.

Reform der Kirche und „Ökumene der Sendung“: Es ist faszinierend, wie im Kontext von Kirche² um die je eigene Konfession und Tradition gewusst wird, dies aber das kreative Denken nur befördert, nie behindert. Nicht zuletzt für die, die gerne an der früh ausgebuchten Kirche²-Konferenz im Februar 2017 teilgenommen hätten, gibt Maria Herrmann einen Rückblick auf gemeinsames Wandern und Wundern.

„Es ist gut, den Morgen immer mit einem Kuss zu beginnen.“ Hätten Sie erwartet, so

einen Satz in einem päpstlichen Sendschreiben zu finden? Er stammt aus „Amoris laetitia“, worin Papst Franziskus die Ergebnisse der Bischofssynode zum Thema Familie zusammenfasst und weiterführt. Martina Kreidler-Kos führt uns in ihrem Artikel in den Text ein und verweist auf dessen ökumenische Relevanz.



Vor drei Jahren hat sich in Loccum die Internationale Konferenz christlicher Gemeinden im Bereich der Landeskirche Hannovers (IKCG) gegründet. Frieder Ludwig beschreibt das Phänomen der Migrationsgemeinden und einige der Netzwerke, in denen sich Gemeinden anderer Sprache und Herkunft bewegen.

Als einen Beitrag zur Zukunft der Kirche verstehen wir den Studienprozess der Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa zur Theologie der Diaspora. Michael Bünker greift den Begriff der Diaspora auf und verweist auf dessen positives Potential.

Mit Kurzberichten von der Vollversammlung des Lutherischen Weltbunds in Namibia und aus der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Niedersachsen schließt diese Ausgabe.

Auf Ihre Rückmeldungen zu diesen Ökumenischen Akzenten freue ich mich und wünsche allen Leserinnen und Lesern hilfreiche Anregungen für das eigene Denken und Arbeiten!

Woldemar Flake

Der Wandel des Lutherbildes in der römisch-katholischen Kirche



Karl Bauer, Lithografie ca. 1910: Ein „protestantisches“ Lutherbild, bis vor wenigen Jahren in manchem Pfarr- oder Gemeindehaus präsent – heute grünlich vergilbt eher auf dem Dachboden oder in Archiven zu finden.

von Hans-Georg Spangenberg¹

Luther als Ketzer und Wüterich

In der Kirchengeschichte stand wohl kein Theologe mit seiner Person so im Mittelpunkt des Interesses wie Martin Luther, und es gibt so viele Lutherbilder wie es Bücher über ihn gibt. In der Zeit der Reformation und der katholischen Reform waren die Urteile über Martin Luther seitens der katholischen Kirche oft voll von Grobheiten und Beschimpfungen. Er sei ein verkommener, hochmütiger, rebellischer Mönch, grober Polterer, skrupelloser Demagoge, Sohn des Ungehorsams und der Bosheit, Zerstörer der kirchlichen Einheit, amoralischer Alkoholiker, Wüterich, Lügner und Heuchler, der in seine Bibelübersetzung bewusst Fälschungen eingetragen habe, schließlich Deutschlands Schandfleck und Europas Verderben. Autor dieser Beschimpfungen war *Johannes Cochläus*, ein Zeitgenosse und Gegner Martin Luthers, der 1549, drei Jahre nach Luthers Tod, einen erbitterten Luther-Kommentar schrieb. Cochläus war theologisch hochgebildet, gab Luther biographisch verlässlich wieder, analysierte Luthers theologische Überlegungen und Entscheidungen, lehnte diese kontroverstheologisch ab, verzichtete jedoch nicht auf vielfältige polemische Zurückweisungen und negative Deutungen der reformatorischen Bewegungen. Sein Buch war bis in das 20. Jahrhundert richtungsweisend für

¹ Hans-Georg Spangenberg ist Pastoralreferent i.R. in Hameln und Mitglied der Ökumenekommission des Bistums Hildesheim. Der Artikel beruht auf einem am 26. April 2017 in Bad Nenndorf gehaltenen Vortrag.

katholische Theologen und prägte jahrhundertlang das polemisch orientierte katholische Lutherbild. Einzelstimmen versuchten hellere Töne in dieses einseitig dunkle Bild einzutragen, fanden jedoch zunächst keine Weiterführung. Luther war schlicht ein Häretiker, Ketzler und Kirchenspalter. Zu keinem Zeitpunkt nach dem Konflikt auf dem Reichstag zu Worms im Jahr 1521 galt er noch als Katholik. Dieses Bild ist inzwischen zertrümmert.

Annäherungen

Erst im 20. Jahrhundert begannen katholische Theologen eine vorsichtige Annäherung an die Person Martin Luthers. Der Paderborner Kirchenhistoriker *Adolf Herte* setzte sich 1915 als erster kritisch mit der Lutherbio-graphie des Cochläus auseinander. Den eigentlichen Durchbruch jedoch schaffte der Historiker *Joseph Lortz*. In seinem Werk „Die Reformation in Deutschland“ beschrieb er 1939 die vielfachen Missstände und die Notwendigkeit der Reform in der abendländischen Kirche am Vorabend der Reformation, die vielen verpassten Gelegenheiten zu Reformen und die erhebliche Mitschuld der römischen Kirche an der Spaltung. Martin Luther sei nach erstem Ringen vor Gott um seines Glaubens willen unabsichtlich aus der römischen Kirche herausgewachsen. Dabei sparte Lortz nicht mit Kritik an Luther, der sehr stark vom Erlebnis und von der persönlichen Erfahrung her bestimmt gewesen sei und dabei maßlos, ja triebhaft habe sein können. Für ihn war Luther von der Wurzel her subjektivistisch angelegt.

Im Juli 1970 würdigte Kardinal *Johannes Wilibrands*, Präsident des Rates für die Einheit der Christen im Vatikan, als Vertreter des Papstes in seiner Rede auf der 5. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Evian die tiefe Religiosität Luthers. Martin Luther sei ein

gewissenhafter Mann des Gebets gewesen, der in Ehrlichkeit und Hingabe nach der Botschaft des Evangeliums geforscht und die Bibel in einer für die damalige Zeit außergewöhnlichen Weise zum Ausgangspunkt der Theologie und des christlichen Lebens gemacht habe. Luther solle uns darin gemeinsamer Lehrer sein. 1996 hob *Johannes Paul II.* den Willen Luthers zur Erneuerung der Kirche hervor. *Benedikt XVI.* würdigte 2011 in seiner Erfurter Rede in Luther die tiefe Leidenschaft auf der Suche nach Gott. Es sei nicht die Absicht Luthers gewesen, die Kirche zu spalten.

Die katholische Lutherforschung hat den Weg der katholischen Kirche für eine sachgemäße Auseinandersetzung mit der Person und der Theologie Martin Luthers geebnet. Der Streit des 16. Jahrhunderts ist beendet. In der heutigen katholischen Theologie gelten Luther und Melanchthon als Männer, die die Kirche reformieren wollten, als katholische Reformatoren. Dies will ich unter Rückgriff auf die Ergebnisse der katholischen Lutherforschung der letzten Jahre erläutern.

Luther, Augustinus und Bernhard von Clairvaux

Im letzten großen Lutherfilm wird Martin Luther immer wieder Bruder Martin genannt. So wurde er aber nie gerufen. Sein Ordensname war Augustinus. Er war 20 Jahre lang Bettelmönch und Mitglied des Ordens der Augustiner-Eremiten, eines klassischen mittelalterlichen Reformordens. 1505 war er in diesen Orden eingetreten, und er trug die Mönchskutte bis zum 16. Oktober 1524. Seine Ausbildung in diesem Orden war streng an der Bibel, ihrer täglichen Lesung und Meditation und am Kirchenvater Augustinus orientiert. Die Hochschätzung des Wortes Gottes hat Luther von Augustinus. So ist auch der heilige Augustinus bis heute Patron der Theologischen Fakultäten.

tät in Wittenberg. Luthers wohl letzte Worte, die auf einem Zettel notiert waren, „Wir sind Bettler. Das ist wahr.“ sind ein wörtliches Zitat des heiligen Augustinus.

Ein anderer Kirchenlehrer hat für Luther eine ebenso große Bedeutung. Es ist der heilige Bernhard von Clairvaux, der im 12. Jahrhundert lebte, Abt eines Zisterzienser Klosters und ein großer Mystiker war. Mehr als 500 Mal zitiert Martin Luther Bernhard von Clairvaux in seinen Schriften. Im 16. Jahrhundert wurde Bernhard als letzter großer Kirchenvater verehrt. Melanchthon berichtete nach dem Tod Luthers über ihn, dass jener die Erkenntnis, dass wir Menschen von Gott allein gerechtfertigt sind und unser Glauben und unser Tun die Antwort darauf sind, aus einer Predigt von Bernhard von Clairvaux habe. Luther sagte, sein Novizenmeister habe ihm 1507 eine Predigt von Bernhard von Clairvaux gegeben, wo dieser ausführte: „Aber nun glaube auch dies noch dazu, dass hierdurch auch DIR die Sünden vergeben werden. Das ist das Zeugnis, das der Heilige Geist deinem Herzen gibt: Deine Sünden sind dir vergeben. So sagt nämlich der Apostel Paulus: Umsonst wird der Mensch gerechtfertigt durch den Glauben.“ Luther begriff dies existenziell und in seiner ganzen Tiefe. Hier erfuhr er seine innere Bekehrung.

Der Thesenanschlag

Die Frage, ob und wie der Thesenanschlag am 31. Oktober 1517 an die Türen der Schlosskirche in Wittenberg stattfand, ist für das Verständnis von Luthers Anliegen nicht unwichtig. Der katholische Kirchenhistoriker *Erwin Iserloh* stellte 1961 die These auf, dass Luther die 95 Ablassthesen nicht an die Türen der Schlosskirche in Wittenberg anschlug, sondern sie am 31. Oktober 1517 den beteiligten Bischöfen, seinem Ortsordinarius, dem Brandenburger Bi-

schof Hieronymus, und dem Ablasskommissar, Erzbischof Albrecht von Magdeburg-Mainz, zugesandt und sie erst weitergegeben habe, als diese Bischöfe nicht reagierten. Die Historizität oder Nichthistorizität des Thesenanschlags einmal dahingestellt, Iserloh macht auf jeden Fall deutlich, dass Luther nicht auf einen Bruch mit der Kirche hingesteuert habe. Größere Verantwortung traf nach Iserloh die damaligen Bischöfe. Sie wurden ihrer Aufgabe nicht gerecht. Luther ließ ihnen Zeit, religiös seelsorglich zu reagieren. Ihm war es ernst mit der Bitte an seinen Erzbischof, das Ärgernis abzustellen, da sonst über ihn und die Kirche große Schmach käme. Dieser Konflikt zeigt vor allem die Krise und das Versagen des Bischofsamtes und seiner notwendigen Reform.

Luther und das Bischofsamt

Luther hat zeitlebens an der Einheit der Kirche und damit auch an der Bischofsweihe festgehalten. Für die Wittenberger Reformatoren war es ein Problem, dass kein katholischer Bischof im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation sich der lutherischen Reformbewegung anschloss, obwohl viele mit ihr sympathisierten. Kaiser Karl V. hatte verfügt, dass jeder Bischof, der bei sich die Reformation einführen wollte, sofort sein Bistum, das er als Lehen von ihm erhalten hatte, verlor. Nur zwei alte Weihbischöfe hatten sich der Reformation angeschlossen. Georg von Merseburg wollte sich 1545 von einem der beiden zum Bischof weihen lassen. Zwei Tage vor der Weihehandlung verstarb allerdings der angefragte Bischof. In dieser Situation schrieb Georg von Merseburg an Martin Luther und bat ihn um Hilfe. Martin Luther reiste nach Merseburg und vollzog die Weihehandlungen zum Bischof im vorgegebenen Ritus an Georg von Merseburg. Er begründete das mit einer Notsituation, die das erfordere. In der Alten Kirche hätte man

das in einer ähnlichen Situation in Alexandrien ebenso gehandhabt.

Die gesamteuropäische Reformbewegung

In die überfälligen Reformen und die Erneuerung der abendländischen Kirche waren viele Bewegungen eingebunden. Heute weiß man, dass es sich um einen Reformprozess handelte, der ganz Europa erfasst hatte. In Rom z.B. gab es zu Beginn des 16. Jahrhunderts ungefähr 40 Reformkreise. Zu einem dieser gehörte *Michelangelo*, der die Sixtinische Kapelle im Vatikan künstlerisch nach der Theologie Martin Luthers gestaltete. Im Zentrum des Frontbildes steht Jesus Christus.

Die meisten Reformer in Südeuropa, vor allem in Spanien und Italien, waren Laien, mystisch und geistlich begabt, die Verbindung von Selbstheiligung und Dienst an den Armen suchend. Sie waren Fragen von Bildung und Erziehung zugeneigt. Oratorien, geistliche Gemeinschaften entstanden. Die Kapuziner gründeten sich, entwickelten die Bildungsarbeit für die einfachen Leute. Ignatius von Loyola gründete den Jesuitenorden. Man verzichtete auf Chorgebet, feierliche Liturgien und harte körperlich-asketische Übungen. Die Mitglieder pflegten ihre Individualität. Mit Hilfe geistlicher Exerzitien wollte man das Leben der Christen erneuern. Das evangelische Frauenkloster in Wülfighausen lebt heute eine spirituelle Form, die Anleihe nimmt am geistlichen Weg des *Ignatius von Loyola*. Heute weiß man dort Ignatius als einen Reformator des 16. Jahrhunderts. In der Art und Weise, wie Ignatius und Martin Luther die Bibel lasen, meditierten und mit ihrem Leben verbanden, gibt es eine große Nähe.

Es ist die Tragik des 16. Jahrhunderts, dass sich die über ganz Europa erstreckenden Reform-

bewegungen nicht miteinander verbanden, sondern durch die Ereignisse zur Spaltung der abendländischen Christenheit beitrugen.



Bischof Munib Younan und Papst Franziskus am 31.10.2016 in Lund.

500 Jahre Reformation

Nach 100 Jahren Ökumene und dem neuen Blick auf Martin Luther und seine Zeit kann man das Reformationsjubiläum nicht mehr begehen wie in den Jahrhunderten zuvor. Will man heute der Reformation gedenken und sie feiern, dann können das abendländische Christen nur gemeinsam tun. Am 31. Oktober 2016 gedachten Lutheraner und Katholiken auf Weltebene zum ersten Mal in der Geschichte gemeinsam der Reformation. Der damalige Präsident des Lutherischen Weltbundes Bischof Munib Younan und Papst Franziskus standen gemeinsam einem Gottesdienst im

schwedischen Lund vor. Sie dankten für das Geschenk des Wortes Gottes. Und sie dankten für die besonderen Gaben, die die Reformation gebracht hat. Sie taten Buße dafür, dass bei der Bearbeitung von Differenzen die Einheit der Kirche verloren ging und dass dies gewaltiges Leid in der Geschichte hervorgerufen hat. Und schließlich verpflichteten sie sich, ein gemeinsames Zeugnis zu geben von der Freude, Schönheit und verwandelnden Kraft des Glaubens, insbesondere im Dienst an den Armen, Ausgegrenzten und Unterdrückten. Am 11. März 2017 wurde in Hildesheim ein bundesweiter Buß- und Versöhnungsgottesdienst unter Beteiligung der ACK gefeiert. Für manche war es der Höhepunkt, als Landesbischof Bedford-Strohm sagte: „Liebe katholische Glaubensgeschwister: Wir danken Gott, dass es Sie gibt und dass Sie den Namen Jesu Christi tragen.“ und Kardinal Marx erwiderte: „Liebe evangelische Glaubensgeschwister: Wir danken Gott, dass es Sie gibt und dass Sie den Namen Jesu Christi tragen.“ Dass wir uns dies so sagen können, nach einer konfliktreichen 500 jährigen Geschichte, ist sehr viel. Und es ist wirklich Grund, Gott gemeinsam zu danken.

Vom Wandern und Wundern

Eine Konferenz von Kirche² für Pioniere

Mit einem Kongress 2013 gaben die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers und das römisch-katholische Bistum Hildesheim einer ökumenischen Bewegung einen Namen: Kirche² entwickelt seither zunächst als Projekt, nun als grundständiges Arbeitsfeld beider Kirchen gemeinsam in verschiedenen Kooperationen und auf unterschiedlichen Ebenen überkonfessionelle Lernräume – z.B. in Gemeindegründerkursen, experimentellen Veranstaltungsformaten und Begleitprozessen. Immer im Blick: Eine Ökumene der Sendung und die Frage nach der Zukunft der Kirche. Im Februar 2017 veranstaltete Kirche² mit »W@nder« eine Konferenz für Pionierinnen und Pioniere. Hier die Geschichte(n) der Veranstaltung und das Wandern und Wundern in der Kirche.

von Maria Herrmann¹

Wanderfrust (Ein Warum)

Vermeht findet man auch in der deutschen Kirchenlandschaft Spuren von Linksverkehr: In Blogbeiträgen, auf Konferenzen und in Aufsätzen werden die in England unter dem Namen der Fresh Expressions of Church² auftauchenden, inspirierenden missionarischen Aufbrüche reflektiert. In Dekanaten und Kirchenkreisen, in Personalkonferenzen und auf Gemeindefestivals stellt sich die dazugehörige Ekklesiologie der mission-shaped church³ dann der deutschen Realität – die Idee einer Kirche, die sich dem Wesen nach

¹ Maria Herrmann, ist Theologin und Referentin für Kirche² im Bistum Hildesheim.

² Einen Überblick und Einstieg ermöglicht: Hans-Hermann Pompe, Patrick Todjeras, Carla Witt (Hgg.): *Fresh X – Frisch. Neu. Innovativ: Und es ist Kirche.*, Neukirchen 2016.

³ Ein Kristallisationspunkt der englischen Bewegung missionaler Gemeindegründungen war die Herausgabe eines Bischofsberichts, der unter dem Namen *mission-shaped church report 2004* veröffentlicht wurde. Dort findet sich zum ersten Mal die Bezeichnung der *Fresh Expressions of Church*, die keinen Selbstzweck aus sich heraus haben (*Innovation um der Innovation willen*), sondern Konsequenz und Notwendigkeit einer missionalen Kirchenentwicklung sind.



und grundlegend zunächst von „der anderen Straßenseite“, nämlich von ihrer Sendung her formt. Dabei fragen sich nicht wenige: „Wie fangen wir an?“ und „Was sollen wir sonst noch alles machen?“, während andere verlautbaren: „Das machen wir doch schon“ und „Das wäre bei uns nie möglich“. Doch in den stillen Momenten der Diskurse vernimmt man leise Stimmen, die den Blick eröffnen auf eine andere Perspektive des Wandels der Kirche(n): Denn in den Transformationsprozessen der deutschen (Groß-)Kirchen bilden die Gemütszustände der Agentinnen und Agenten des Wandels – jener Christinnen und Christen, die in Taufwürde und im Ehren- und Hauptamt Verantwortung übernehmen – die komplexen Reaktionsmuster auf pastorale Importgeschäfte ab: Inspiration und Skepsis, Motivation und Zurückhaltung, Frustration und Aktionismus, Ahnung und Versuchung. Dazwischen überhört man jedoch beinahe jene Töne, die davon erzählen, wie wenig der eigene, derzeitige und konkrete Dienst, ob in einer ehrenamtlichen oder hauptamtlichen Berufung, mit dem zu tun hat, weswegen man damit einmal angefangen hat. Wie weit weg kirchliches und gemeindliches Leben vom eigenen Kontext und dem persönlichen Lebensraum entfernt ist. Wie sehr man sich dabei als Wandernde, als Wanderer zwischen den Welten fühlt. Wie fremd man (in) der Kirche (geworden) ist.

Doch was wäre, wenn wir genau in diesen leisen Zwischentönen – fernab von Best Practice und Zielgruppenanalysen, Projektmanagement und Pastoralreisen – einen Nukleus des Wandels finden können? Und in jener üblicherweise als blockierenden Kraft empfundenen Fremde eine Ressource entdecken, die regenerative Energie für Christinnen und Christen, für ihre Vergemeinschaftung mit anderen und damit auch für die Kirche frei-

setzt? Eine pfingstliche Dynamik, die uns neue Sprachen lehrt? Was wenn dieses Wandern vielmehr Wundern und Wunder ist? Wenn die empfundene Fremde einen transformierenden Kern unseres Kircheseins und -werdens bildet? Wenn sie eine missionale Ahnung ist, die stellvertretend für die ganz anderen steht?

Einmal mehr finden wir auch dazu hilfreiche Gedanken in England, denn Bob Hopkins – einer der Gründereltern der Fresh Expressions Bewegung – konnotiert dieses Gefühl der Fremde positiv und macht aus jenen, die fremdeln, Akteurinnen und Akteure des Wandels: Als sogenannte *loyale Radikale*⁴ sind diese Wandernden und Wundernden diejenigen, die aus Loyalität und Sendungsbewusstsein neue Orte und neue Menschen im Sinne einer christlichen Sendung entdecken (können). Der Leiter des Ausbildungsprogramms für Pionierinnen und Pioniere der Church Mission Society in Oxford, Jonny Baker benennt das so zu Sprache gekommene Charisma als „*gift of not fitting in*“⁵ – als Geschenk und Gabe, nicht in das Bestehende zu passen.

Mit dem Wissen um die englischen Erfahrungen, sowohl in ekklesiogenetischer Praxis und ekklesiologischen Reflexion, aber auch in einer konkret biographischen, charismenorientierten und personalentwicklerischen Deutung auf Gemeindegründerinnen und Gemeindegründer hin, die zum Beispiel für den *pioneer ministry* ausgebildet werden, manifestiert sich aber auch das Bewusstsein,

4 Blogbeitrag Bob Hopkins: *Loyal Radicals*, Anglican Church Planting Initiatives, http://www.acpi.org.uk/loomal/index.php?option=com_content&task=view&id=30 (aufgerufen am 10.4.2017).

5 Diesem Charisma widmet Jonny Baker zusammen mit seiner Kollegin Dr. Cathy Ross einen Sammelband, in dem sie verschiedene Erfahrungen von Gemeindegründerinnen und Gemeindegründern zusammentragen und theologisch reflektieren: Cathy Ross, Jonny Baker, *The Pioneer Gift: Explorations in Mission*, Canterbury 2014. Dieses Buch war ausschlaggebende Inspiration für unsere Gedankengänge zu w@nder.



Der Bedarf an Lernorten für dieses hier nur angedeutete ekklesio-genetische „Schon jetzt und noch nicht“ ist groß – Kommunikationsräume für Fremdelnde deutscher Landeskirchen und Bistümer, sowie Verbände, Werke und Freikirchen, gibt es wenige auf der pastoraltheologischen Wanderkarte. Gleichsam tut ein vertrauensvoller und ehrlicher, dabei prophetischer und mutiger Austausch mit Kirchenleitenden und jenen

dass die Ausgangskontexte der unterschiedlichen Kirchenlandschaften in England und Deutschland nicht einfach vergleichbar sind. So bleibt die Frage nach den Übersetzungen englischer Erfahrung in deutsche Wirklichkeiten und dabei gleichzeitig die Anforderung eines ehrlichen und zukunftsorientierten Umgangs mit deutschen Biographien und Strukturen. Die englischen Abbrüche (und Aufbrüche!) sind zu weit fortgeschritten, um die aktuell existierenden strukturerhaltenden Dynamiken in der deutschen Landschaft zu ignorieren. So lassen sich anglikanische Initiativen und Strukturmaßnahmen, wie die in der Church of England anerkannte Ausbildung und Beauftragung zur Gemeindegürnderin und zum Gemeindegürnder, derzeit nicht einfach auf das deutsche System übertragen. Auf der anderen Seite: In deutschen Landeskirchen und Bistümern, in Verbänden, Pfarreien und Dekanaten gibt es ein vergleichsweise ansehnliches Potential, von dem man in England nur träumen kann – gerade im ehren- und hauptamtlichen Engagement!

not, deren Auftrag es ist, sich mit Personalentscheidungen, Formen von Berufungspastoral und Aus- und Weiterbildungen in den Kirchen zu beschäftigen. So entstand im Rahmen von Kirche² auf der Basis der Erfahrung vieler leise erzählten Geschichten vom ekklesialen Wandern und Wundern die Idee, in einer Konferenz und in einem Buch das Fremdsein in der Kirche in einer verwandelten und regenerativen Sichtweise in den Blick zu nehmen und damit die Idee der Fresh Expressions of Church und des Pioneer Ministry für das deutsche Hier und Jetzt personenbezogen, charismenorientiert und berufungsbiographisch fruchtbar zu machen. Die W@nder Konferenz fand am 14. und 15. Februar 2017 im Kulturzentrum Eisfabrik in Hannover statt, das Buch zum Thema erschien im Sommer darauf.⁶

⁶ Das Kunstwort W@nder bringt die Facetten des Fremdseins in der Kirche zusammen: Das Wandern zwischen den Welten, das oftmals als anstrengend, rastlos und unbequem empfunden wird, aber eben auch das Wundern, das phantasievolle und kreative »Was wäre eigentlich wenn...«, dazu aber eben auch jenes Wunder(n), das sich immer wieder an uns ereignen muss.

„Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben.“ (Ein Wie)

Die Veränderung eines Systems beginnt, wenn Disruptivität einen performativen Charakter bekommt: Wenn Veränderung nicht (nur) Inhalt eines Diskurses, sondern Modus, eben als verändertes Handeln sichtbar wird. Dieser Haltungswandel zeigt sich – homiletisch nachgedacht – beim Übergang vom tell zum show, vom RedenÜber zu einem RedenIn.⁷ Daher ist es notwendig, Lernorte für das Gestalten eines Wandels in der Kirche nicht nur in Bezug auf die Inhalte zukunftsorientiert zu entwickeln, sondern auch bei der Vermittlung, Inszenierung und Performance veränderte und verändernde Voraussetzungen zu schaffen. So lohnt es sich nicht nur auf das Warum und die Gründe der Entstehung der Konferenz zu achten, sondern auch auf das Wie und die einzelnen gestalterischen Grundzüge der Veranstaltung.⁸

Für gewöhnlich beherbergt die Eisfabrik im Süden Hannovers Theater- und Tanzgruppen, ist Raum für Kabarett, Ausstellungen und Performanceaktionen. Ein solcher Andersort kann ungewohnt heilsam und unperfekt reizvoll, aber auch ungeheuer verbraucht und unprofessionell chaotisch wirken. In allem jedoch ist er ausdrucksstark, nahbar und unbequem. Er wird damit zum W@nderparadies: (Anders-) Orte wie die Eisfabrik sind kompromisslos und damit ganz anders als die kaffeesehenegeweißelten und gummibebauten Multifunktionsräume kirchlicher Tagungshäuser. An Orten wie der Eisfabrik muss man sich nicht schämen, wenn man sich fremd fühlt – die ausgeprägte Kontextualität eines solchen Ortes weiß darum, spielt damit, legt Fremde nahe und

⁷ Vgl. Martin Nicol, *Einander ins Bild setzen: Dramaturgische Homiletik*, Göttingen 2005.

⁸ Vgl. dazu: Simon Sinek, *Frag immer erst: warum: Wie Top-Firmen und Führungskräfte zum Erfolg inspirieren*, München 2014.



offen, und kann somit entschiedener und authentischer „Willkommen!“ sagen als grauschillernde Indifferenz.

Neben den Räumlichkeiten des Konferenzortes, die für die Dauer der Konferenz ihre Bezeichnung als Schlucht, Hochebene, Berghütte und Gletscher erhalten hatten, durchzog das Wandermotiv auch das Programm der Konferenz – eine Orientierung brachte der W@nderführer, ein Konferenzgu-

ide für die Teilnehmenden: So war der Beginn der Veranstaltung und damit ihr erster Teil am einleitenden Abend als Abmarsch betitelt, der zweite Teil am Vormittag des Konferenztages als geführte Wanderungen benannt, der dritte Teil am Nachmittag war geprägt von unterschiedlichen Routen und ein Ende fand die Konferenz in einer partizipativen Sendungsliturgie.

Wie schon beim namensgebenden Kongress von Kirche² im Jahr 2013 war auch vier Jahre später Vielfalt, Partizipation und induktives Lernen nicht nur grundlegend für die Inhalte der Veranstaltung, sondern auch für den Modus der Konferenz. Es ging der Konzeption der Konferenz die Grundsatzentscheidung voraus, die Teilnehmenden soweit wie möglich als Expertinnen und Experten des Wanderns

und Wunders zu aktivieren, dabei als Teilgebende zu berufen und das Konferenzdesign vor allem unter diesem Aspekt auszurichten. Ebenso waren der Einsatz digitaler Kommunikation⁹, eine gelebte Ökumene der Sendung¹⁰ und das Bewusstsein für den transformativen Charakter von Narrativen für Tribes¹¹ – im bewussten und unbewussten Vollzug – prägend für den Charakter der Veranstaltung. Der Konferenzabend zum Auftakt hatte das Ziel, zum Geschichtenerzählen zu ermutigen. Inspiriert durch drei Einblicke verschiedener Weisen des Wanderns und Wunders in der Kirche beim Abmarsch in der Schlucht, gab es – bei Country-Musik und Finger-Food und bis zum Ende des Abends – in den Seilschaften, welche aus zufällig zusammengestellten Gruppierungen bestanden, Raum und Zeit für die individuellen (berufs-) biographischen Narrative der Teilnehmenden. Die beiden geführten Wanderungen auf dem Gletscher am Vormittag des Konferenztages nahmen diese Dynamik auf und pointierten sie mit zwei weiteren Schwerpunkten: Welche Möglichkeiten hat ein kirchliches System im Umgang mit dem Fremdsein seiner Akteurinnen und Akteuren (Jonny Baker und Susann Haehnel, Pioneer Mission Leadership Training der Church Mission Society, Oxford)? Und wie verhält es sich

9 Vgl.: Maria Herrmann, (Nicht nur) Social Media und der Kongress, in: Philipp Elhaus, Christian Hennecke u.a. (Hgg.), *Kirche2. Eine ökumenische Vision*, Würzburg 2013.

10 Vgl.: Dirk Stelter, Dagmar Stoltmann-Lukas, „... so sende ich euch“: Eine Ökumene der Sendung, in: Philipp Elhaus, Christian Hennecke u.a. (Hgg.), *Kirche2. Eine ökumenische Vision*, Würzburg 2013. Dazu auch: Maria Herrmann, *Merkt ihr es nicht? Fresh X und die Ökumene der Sendung*, in: Hans-Hermann Pompe, u.a. (Hgg.): *Fresh X – Frisch. Neu. Innovativ: Und es ist Kirche.*, Neukirchen 2016.

11 Vgl.: Bertram Stubenrauch, *Die Kirche als Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft*, in: Eugen Biser (Hg.), *Der Glaube der Christen*, München 1999, und: Thorsten Raabe, Klaus Vellguth, *Kirche als zukunftsfähige Gemeinschaft: Missionarische Reflexionen über post-modernes Bindungsverhalten*, in: *Diakonia* 40 (2009). Vgl. dazu auch: Seth Godin, *Tribes*, London 2008, und TED Talk: Seth Godin über die Stämme, die wir anführen, Seth Godin https://www.ted.com/talks/seth_godin_on_the_tribes_we_lead?language=de

mit dem (berufsbiographischen) Fremdsein in anderen Systemen wie zum Beispiel einem DAX-Unternehmen – kann man hier auch von einer Gabe und einem Geschenk sprechen (Anna Brandes, Beraterin, Moderatorin und Inhaberin der Fa. Waldlichtung, Hannover)? Der Nachmittag gehörte dann orientiert an partizipativen Formaten wie Barcamps / Open Spaces in spontanen, sogenannten Routen den Erfahrungen und Fragen der Teilnehmenden, bevor eine Sendungsliturgie in der Schlucht mit einem biblischen Schwerpunkt der Sendung in Matthäus 10,5-14 und einer gemeinsamen Zeichenhandlung in Form von sakramentalen Kneipp-Tretens den Tag und die Konferenz abschloss.

Im Vorfeld, währenddessen und in der Reflexion danach war W@nder auch in der digitalen Welt ein Thema – eine Dokumentation der Tweets und Instagram-Bilder lässt sich auf der Website der Konferenz einsehen. Zwischenzeitlich rangierte das Hashtag der Veranstaltung #wewonder über mehrere Stunden in den deutschen Twitterrends und erzeugte dadurch über das Konferenzgeschehen und kirchlichen Medienkreise hinaus Aufmerksamkeit. Dies knüpft an die guten Erfahrungen an, die Kirche² seit dem Kongress 2013 mit einer starken virtuellen Präsenz macht, und zeigt deutlich, dass Social Media mehr als die Erweiterung eines Marketing-Portfolios darstellen: Sie ermöglichen Partizipation über bestehende Kommunikationsstrukturen, über physische Anwesenheiten und über die zeitliche Begrenzung zum Beispiel einer Konferenz hinaus. Auch Monate nach der Veranstaltung ist der Hashtag #wewonder weiterhin Referenz für thematisch verwandte Fragen, Geschichten und Diskurse. Das Weiterlernen, Vertiefung und weitere Vernetzung erfolgte sichtbar (auch) in der Virtualität und zeigt auf: Das frühzeitige und grundlegende Aktivieren

der Teilnehmenden, im Zusammenspiel mit einem bewusst gewählten Kontrollverlust der Konferenzinhalte bis in die digitale Kommunikation hinein, ermöglicht tiefergehende und nachhaltige Lerndynamiken, die nicht nur das Was und das Wie einer Konferenz wie W@nder vielfältig, missionarisch und partizipativ realisieren, sondern damit immer wieder auf das Warum verweisen.

„Nehmt keine Vorratstasche mit auf den Weg!“ (Ein Was)

Die Begegnung mit Wandernden und Wundernden in und aus den Kirchen wurde Anlass und Hintergrund der W@nder Konferenz. Das gemeinsame Gesandtheitsein, in einer Ökumene innerhalb und zwischen den Konfessionen, und in einer Vielfalt, die sich in unterschiedlichen Altersstrukturen, in einem ausgeglichenen Geschlechterverhältnis und in differenzierten kirchlichen Rollen und Berufungen äußert, war Erbgut und Charisma der Veranstaltung. Doch was waren die Inhalte der Konferenz? Und was lässt sich ohne eine Teilnahme in pastoralen Wander- und Wunderkarten eintragen?

Die Nachfragen dazu erreichten uns als Veranstaltende schon vor der Konferenz – nicht nur durch Medien, von kirchenleitender Seite und in Artikelanfragen, wie an dieser Stelle. Doch es fällt schwer, W@nder auf die Vermittlung von Inhalten zu reduzieren. Zum einen, weil auf unterschiedlichen Ebenen die inhaltlichen Ansätze und Aussagen sich bereits in vielfältigen und mehrfachen Reflexionsschleifen durch die pastoralen Diskurse ziehen: Es braucht Vielfalt, es braucht die Querdenkende, es braucht Partizipation, es braucht Ökumene, es braucht Innovation, Freiraum, Abenteuerlust. Weil auch die englischen Erfahrungen zum Beispiel in dem grundlegenden Sammelband von Cathy Ross und Jonny Baker zur Ver-

fügung stehen und somit kaum als Mehrwert deklariert werden können. Zum anderen, weil sich die Inhalte, wie bereits ausgeführt, nicht von der Art ihrer Vermittlung trennen lassen. Sie würden gar verfälscht dargestellt werden, denn genau der Haltungswandel vom tell zum show, war eben mehr als Content, sondern Performance. W@nder war das Experiment eines Veranstaltungsformats für die komplexen Anforderungen missionaler Kirchenentwicklung: Kontextualisiert, narrativ, partizipativ und ganzheitlich – und ist damit zu keinem Zeitpunkt und an keinem Ort wiederholbar. So wie es bei der Liturgie zum Ende der Konferenz beim Predigttext aus der Sendungsrede im Matthäusevangelium zu hören war: „Nehmt keine Vorratstasche mit auf den Weg!“ (Mt 10, 10). Und man möchte ergänzen: „...aber habt Vertrauen und lasst Euch endlich auf die Menschen und ihre Kontexte, ihre Freuden und Hoffnungen, ihre Trauer und Angst ein.“

Wanderlust (Ein Weiter!)

Mit W@nder ist nichts „erreicht“, und hat vielleicht auch nur in Ansätzen etwas begonnen – gerade das macht ja den Charakter eines Experiments aus. Ohne das Bild des Wanderns abschließend überstrapazieren zu wollen: Es war ein Schritt. So wie an vielen anderen Orten in der deutschen Kirchenlandschaft Schritte auszumachen sind. In den Rückmeldungen erhalten wir viel persönliches Feedback, manches davon ist beeindruckend existentiell. Kirchenentwicklung ist auch geistliche Begleitung der Agentinnen und Agenten des Wandels. Dazu braucht Kirche, neben den Diskursen zu Instrumenten und Visionsentwicklungen, Strategien und Strukturprozessen, auch Orte, an denen Menschen Bezüge zu ihrer Berufung als Wandernde und Wundernde entdecken und sich in einer (ökumenischen) Seil- und Gesandtschaft, als wanderndes Volk Gottes erleben dürfen.



In den vielen Berührungsfleichen, die wir als Referentinnen in der Verantwortung einer Bewegung wie Kirche² mit Menschen haben, die inmitten komplexer kirchlicher Transformationsprozesse stehen, wird das an vielen Ecken und Enden der Kirche deutlich. Immer klarer wird für uns dabei auch, dass wir an neuen Lernorten arbeiten müssen – und können. Lernorte, an denen sich im Hier und Jetzt Zukünftiges in Performanz und Unverfügbarkeit ereignen kann.¹²

¹² Online lassen sich Eindrücke in Form von Bildern, Tweets und Videos auf der Konferenz-Website einsehen: <http://www.kirche-hochzwei.de/cms/wander>. Weitere Fotos: <https://www.flickr.com/photos/kirchehoch2/albums/with/72157674772531382>.

Amoris laetitia – ökumenisch gelesen



von Martina Kreidler-Kos¹

Kann denn Liebe Sünde sein?

„Kann denn Liebe Sünde sein? Darf es niemand wissen, wenn man sich küsst, wenn man einmal alles vergisst, vor Glück? Kann das wirklich Sünde sein, wenn man immerzu an einen nur denkt, wenn man einmal alles ihm schenkt, vor Glück?“ Man kann sich nur darüber wundern, wie gut der alte Schlager zu den Fragen passt, die uns im Jahr 2017 in der (katholischen) Kirche immer noch beschäftigen: „Kann denn Liebe Sünde sein?“- das werden nicht wenige gefragt haben, als sich die letzte Bischofssynode 2014/15 mit den Themen Ehe und Familie befasst hat. Kann denn irgendjemand, irgendwem vorschreiben, wen er oder sie lieben darf und wen nicht? Auf der einen Seite gibt es diejenigen, die nur noch den Kopf schütteln: „Soll doch jeder nach seiner Façon glücklich werden!“ Auf der anderen Seite der Aufschrei: „Soll es denn jetzt gar keine Moral mehr geben? Ist heutzutage einfach alles erlaubt?“

Nun muss man wissen: Eine Bischofssynode hat nur beratende Funktion, der amtierende Papst entscheidet, was geschieht. Papst Franziskus konnte auf ein mit der nötigen Zweidrittelmehrheit beschlossenes Votum zur vorsichtigen Öffnung der katholischen Kirche hin zur Lebenswirklichkeit der Menschen setzen. Also haben alle gespannt auf sein Machtwort gewartet. Es kam im April 2016 mit dem verheißungsvollen Titel „Amoris laetitia“

¹ Dr. Martina Kreidler-Kos ist Theologin, Referentin für Ehe- und Familienpastoral im Bistum Osnabrück sowie Lehrbeauftragte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Münster im Bereich Spiritualität.



– Die Freude der Liebe. Papst Franziskus hätte mit diesem Papier alle Debatten beenden können – aber im Gegenteil: Er hat sie neu eröffnet.

Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee

Dem Papier wird gelegentlich vorgeworfen, es würde zu wenig

Klartext reden. Ich kann nur sagen: Gott sei Dank! Endlich einer, der verstanden hat, dass es in der Liebe nie um schwarz oder weiß geht. Liebe hat viele Farben, das ist mühsam, aber auch wunderschön. In einem Wort aus dem Alten Testament heißt es: „Stört die Liebe nicht, weckt sie nicht auf bis es ihr selbst gefällt“ (Hoheslied 2,7) – und bleibt eine tiefe Erkenntnis: Liebe ist eigenwillig, schwer zu fassen und meistens turbulent. Sie geht buchstäblich zu Herzen und schert sich dabei um nichts, weder um Haarfarbe noch Konfektionsgröße, Sprache, Nationalität oder Konfession, manchmal nicht einmal um die Geschlechtszugehörigkeit. Dieser Lebens- und Liebeshöhe trägt Papst Franziskus Rechnung. „Das Ergebnis der Überlegungen der Synode“, so hält er gleich zu Anfang von Amoris laetitia (AL) fest, „ist nicht ein Stereotyp der Idealfamilie, sondern eine herausfordernde Collage aus vielen unterschiedlichen Wirklichkeiten voller Freuden, Dramen und Träume.“ (AL 57). Auch die deutschen Bischöfe würdigen seine Sprache in ihrem gemeinsamen Wort vom 23. Januar 2017 als „alltagsnah und lebensbeja-

hend“. Allerdings stellt eben jene Lebensnähe die Pastoral der katholischen Kirche vor nicht geringe Herausforderungen. Aber sie ist vorbereitet: Im ersten großen Interview, welches Papst Franziskus im Sommer 2013 für die Jesuitenzeitschriften in aller Welt gegeben hat, stellte er bereits klar: „Die Klage darüber, wie barbarisch die Welt heute sei, will manchmal nur verstecken, dass man in der Kirche den Wunsch nach einer rein bewahrenden Ordnung, nach Verteidigung hat. Nein – Gott begegnet man im Heute!“ Und in seinem ersten Apostolischen Schreiben Evangelium gaudium heißt es programmatisch: „Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee.“ (EG 231)

Hierfür gibt es – gerade mit Blick auf Amoris laetitia - in Deutschland prominente protestantische Unterstützung: „Wir sind uns völlig einig in dem, was wir uns wünschen, nämlich die Ehe als lebenslange verbindliche Beziehung und diese Verbindung soll keine Last sein, sondern eine Freude. Natürlich bleiben Unterschiede... aber beide Konfessionen müssen die brisante Frage beantworten: Wie gehen wir mit dem Scheitern um? Mir gefällt der markante Ton von Franziskus, wenn er davor warnt, abstrakte moralische Normen zu propagieren. Das habe ich so deutlich noch von keinem Papst gehört.“²

Über die Grenzen von Religionen oder Weltanschauungen

Ökumene spielt in Amoris laetitia insofern eine Rolle, als sie sich ganz „natürlich“ durch die Lebenswirklichkeit der Menschen zieht. Liebe macht vor der Konfession längst nicht mehr halt und sie lässt sich durch sie auch nicht mehr in Schranken verweisen. Die Zeiten der missbil-

² Heinrich Bedford-Strohm, in: Die ZEIT Nr. 18 vom 21.04.16, vgl. auch <http://www.zeit.de/2016/18/heinrich-bedford-strohm-sexualitaet-liebe-interview/seite-2>.

ligend beäugten „Mischehen“ sind vorbei und die Herausforderungen für Liebende weiter gewachsen. Menschen begegnen sich längst vollkommen mühelos über die Grenzen von Religionen oder Weltanschauungen hinweg. Der Liebe, egal wo sie hinfällt, gilt es zunächst erst einmal zu vertrauen. Und deshalb gilt allen, die auf die Liebe setzen und verantwortlich mit ihr umgehen, der grundsätzliche Zuspruch: „Jeder Mensch, der in diese Welt eine Familie einbringen möchte, welche die Kinder dazu erzieht, sich über jede Tat zu freuen, deren Absicht ist, das Böse zu überwinden – eine Familie, die zeigt, dass der Heilige Geist in ihr lebt und wirkt -, wird Dankbarkeit und Wertschätzung finden, gleich welchem Volk, welcher Religion oder welchem Land auch immer er angehört.“ (AL 77) Liebe, zumal Liebe, die weitergegeben wird, ist eine Freude, weil sie das Gute sucht (vgl. 1. Korinther 13,4-7 und die entsprechende Auslegung von Franziskus in AL 89-119). Das ist die großartige Quintessenz des Papiers. Deshalb kann der Papst auch groß von ihr denken: Jede Ehe ist, eine eigene, kleine „Heilsgeschichte“ (AL 221).

Liebe ist ein Handwerk (AL 221) – auch was den Glauben betrifft

Aber Liebesgeschichten sind nicht nur groß und schön und ereignen sich überall, sie sind bisweilen auch schwierig. Eine Binsenweisheit - und doch bemerkenswert, dass diese Erkenntnis sich jetzt auch im päpstlichen Papier widerspiegelt. Mit der Idealisierung von Ehe und Familie ist es endlich vorbei: „In jeder neuen Phase des Ehelebens muss man sich zusammensetzen, um wieder Vereinbarungen auszuhandeln, so dass es nicht Gewinner und Verlierer gibt, sondern beide gewinnen.“ (AL 220) Insofern als man einander die eigene Identität ermöglicht, ist die Liebe buchstäblich ein Handwerk: „Wachsen lassen bedeutet, dem

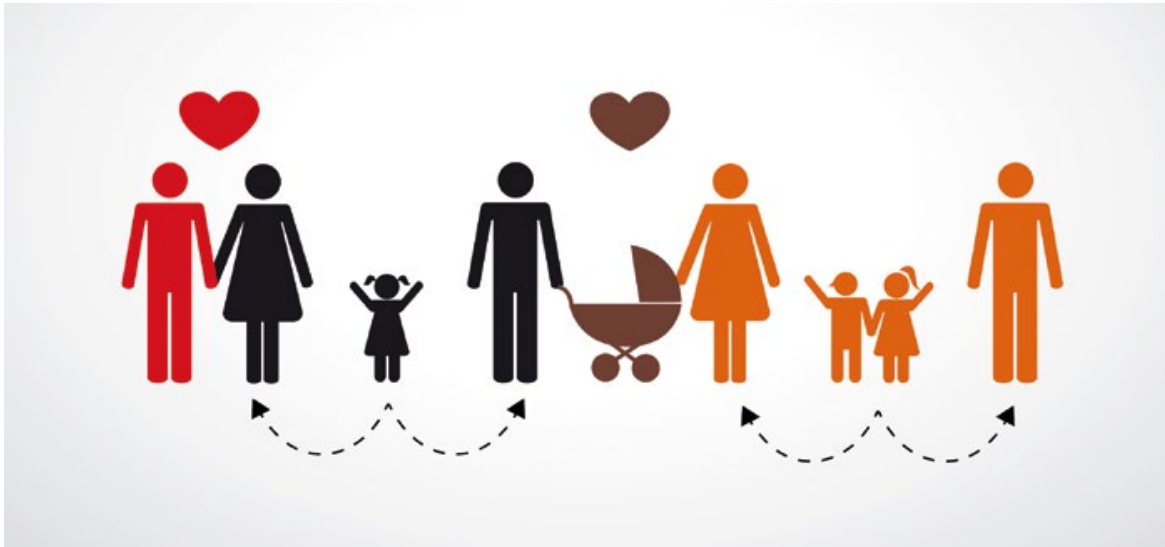
anderen zu helfen, sich in seiner eigenen Identität auszuformen. Darum ist die Liebe ein Handwerk.“ (AL 221) Spannend, dass uns ausgerechnet ein Papst das in die kirchlichen Stammbücher schreibt.

Diese alltäglichen und lebenslangen Verhandlungen drehen sich um vieles – und manchmal auch um den Glauben. In diesem Zusammenhang taucht die Konfessionszugehörigkeit explizit in *Amoris laetitia* auf. Dabei scheint die Verbindung zwischen den Konfessionen dem Papst noch die am wenigsten komplizierte zu sein. Unter der Überschrift „Einige komplexe Situationen“ tauchen an erster Stelle die konfessionsverschiedenen Ehen auf (AL 247), dann – in einer Art Klimax – die religionsverschiedenen Ehen (AL 248), danach die Ehe zwischen einem/r katholischen und einem/r bekenntnisfreien Partner/in (AL 248). Danach wird die Frage behandelt, was es bedeutet, wenn eine Taufe erst während der Ehe erfolgt (AL 249). In zwei kurzen und vieldiskutierten Absätzen geht es schließlich um die Frage der gleichgeschlechtlichen Partnerschaften (AL 250- 251). Am Ende dieser Reihe stehen die Ein-Eltern-Familien (AL 252). Diese Systematik mag man beurteilen, wie man will, und das Wort „konfessionsverbindend“ sucht man noch vergeblich. Auch bringt der Papst an dieser Stelle keinen eigenen Impuls, sondern bestärkt das Ergebnis der Synode, indem er aus den abschließenden Beratungen würdigend zitiert: „Die Probleme bezüglich der konfessionsverschiedenen Ehen erfordern besondere Aufmerksamkeit. Die Ehen zwischen Katholiken und anderen Getauften weisen jedoch, wenn auch in ihrer besonderen Eigenart, zahlreiche Elemente auf, die es zu schätzen und zu entfalten gilt, sei es wegen ihres inneren Wertes, sei es wegen des Beitrags, den sie in die ökumenische

Bewegung einbringen können. [...] Obgleich den Gatten einer bekenntnisverschiedenen Ehe die Sakramente der Taufe und der Ehe gemeinsam sind, kann die gemeinsame Teilnahme an der Eucharistie nur im Ausnahmefall erfolgen, und man muss in jedem einzelnen Fall, die oben erwähnten Normen [...] beachten. (Zitat aus der *Relatio finalis* 2015, 72 in AL 247) Bei seinem Besuch in der ev.-luth. Gemeinde in Rom November 2015 ging er diesbezüglich, vermutlich ermutigt durch die persönliche Begegnung weiter. Einem Ehepaar riet er: „Beziehen Sie sich immer auf die Taufe: ‚Ein Glaube, eine Taufe, ein Herr‘, so sagt es uns Paulus – und daraus ziehen Sie die Konsequenzen. Besprecht Euch mit dem Herrn und geht weiter. Mehr wage ich nicht zu sagen.“ (Quelle: KNA 10.12.16)

Liebe braucht Unterstützung: begleiten, unterscheiden und eingliedern

Neben der Freude, die die Liebe ist, ist die zweite wichtige Einsicht, die das Schreiben formuliert, dass Liebe Unterstützung braucht. Der Papst entwirft sensibel und ausführlich eine Ehepastoral, die – um es mit seinen vielzitierten programmatischen Verben zu sagen – begleiten, unterscheiden und eingliedern kann. Seine Zielrichtung ist klar oder besser gesagt sein Traum: Eine Kirche, von der niemand sich ausgeschlossen fühlt. Um diesen Traum umzusetzen, gilt es regionale Bedingungen und Herausforderungen gut zu berücksichtigen. Die Ortskirchen bekommen also Hausaufgaben: „Die Debatten des synodalen Weges haben uns dazu geführt, die Notwendigkeit der Entwicklung neuer pastoraler Methoden ins Auge zu fassen; ich werde versuchen, diese jetzt allgemein zu umreißen. Es wird dann Aufgabe der verschiedenen Gemeinschaften sein, stärker praxisorientierte und wirkungsvolle Vorschläge zu erarbeiten, die sowohl die



Lehre der Kirche als auch die Bedürfnisse und Herausforderungen vor Ort berücksichtigen.“ (AL 199)

Diesem Aufruf ist nur zu wünschen, dass ihm so viele Gläubige - Laien wie Priester - an so vielen Orten wie nur möglich, ideenreich, kreativ und mutig folgen. Für Deutschland greifen die Bischöfe diesen Ball in vielfältiger Weise auf – auch, was die Ehen zwischen katholischen und evangelischen Christen angeht: „Von hervorgehobener Bedeutung sind auch die in unserem Land sehr zahlreichen konfessionsverbindenden Ehen. Ihre Situation bedeutet eine besondere Herausforderung, aber ebenso auch eine Chance zum ökumenischen Dialog. Wir wissen, dass in einer solchen Ehe der Schmerz der Trennung zwischen den Kirchen besonders stark wahrgenommen wird. Dies wird sicherlich besonders bei der Frage der Taufe und der Erziehung der gemeinsamen Kinder oder bei der Feier der Erstkommunion bzw. der Kommunion erfahren.“ Das Problem wird hier deutlich benannt, aber der Schmerz und die (bischöfliche) Ratlosigkeit bleiben: „Vor

allem die noch nicht mögliche volle Gemeinschaft im Herrenmahl lässt den Schmerz der Spaltung der Christenheit in solchen Ehen und Familie deutlich werden. Wir sind uns bewusst, dass es nicht leicht ist, die katholische Position in unserer Zeit zu vermitteln und zugleich in pastoraler Verantwortung mit dieser Frage umzugehen (Wort der deutschen Bischöfe zu AL am 23.01.17).

Konfessionsverbindende Ehen als Vorbilder und Rückenwind

In Amoris laetitia selbst, sind es die Zwischentöne, die Bewegung in diese Frage bringen und leise Horizonte öffnen können. Um denen zu raten, die die Herausforderung einer lebenslangen Verbindung meistern wollen, entlehnt der Papst Begriffe aus dem ökumenischen Dialog: „Die anzustrebende Einheit ist nicht Einheitlichkeit, sondern eine ‚Einheit in der Vielfalt‘ oder eine ‚versöhnte Verschiedenheit‘. [...] Man muss sich befreien von der Verpflichtung, gleich zu sein.“ (AL 139) Es sind also die konfessionsverbindenden Ehen, die zum Vorbild

werden können – in gleich zwei Herausforderungen: Herausforderung „sakramentale Ehe“ und Herausforderung „Ökumene“. Mit ihrer Erfahrung und vor allen Dingen mit ihrer Liebesfähigkeit und Beharrlichkeit sind sie nicht das Problem, sondern Teil der Lösung oder zumindest starker Rückenwind für die zu lösenden Fragen. Sie bestreiten Ökumene real und testen die Alltagstauglichkeit von (ökumenischem) Zusammenleben. Und vor allem: Sie bringen die nötige Liebe in den Diskurs ein. Papst Franziskus und der Präsident des Lutherischen Weltbundes, Bischof Munib Younan unterzeichneten anlässlich des ökumenischen Reformationsgedenkens Ende Oktober 2016 im schwedischen Lund eine gemeinsame Erklärung. Darin fordern beide Seiten einen vertieften Dialog über Möglichkeiten für ein gemeinsames Abendmahl. Zugleich plädierte Kardinal Kurt Koch, der amtierende vatikanische Ökumene-Verantwortliche, in Lund dafür, die Frage der gemeinsamen Eucharistie für konfessionsverbindende Paare gesondert zu behandeln. „Eucharistische Gastfreundschaft im Einzelfall“ zu leben, sollte möglich sein.

Papst Franziskus rekurriert aber nicht nur im persönlichen Gespräch – wie im November 2015 in der lutherischen Gemeinde in Rom – sondern auch in seinem Schreiben – auf das Gewissen der Gläubigen. In einer klaren inneren Verbindungslinie zum 2. Vatikanischen Konzil formuliert er - nicht salbungsvoll, sondern entschlossen und perspektivisch: „[Die Kirche] ... tut sich schwer, dem Gewissen der Gläubigen Raum zu geben, die oftmals inmitten ihrer Begrenzungen, so gut es ihnen möglich ist, dem Evangelium entsprechen und ihr persönliches Unterscheidungsvermögen angesichts von Situationen entwickeln, in denen alle Schemata auseinanderbrechen. Wir sind berufen, die Gewissen zu bilden, nicht aber dazu, den

Anspruch zu erheben, sie zu ersetzen.“ (AL 37) Dieser Passus in *Amoris laetitia* ist an Würdigung nicht zu überbieten: Es sind konkrete Menschen - und konkrete Liebespaare -, die Lösungen für schwierige Fragen finden, weil sie sie hautnah erleben, erkennen, erarbeiten und weil sie sie ins Gebet tragen. Man sollte ihre Erfahrung und Weisheit nicht unterschätzen – und vor allem, man sollte aus ihr schöpfen. Um noch einmal auf das alte Lied von Zarah Leander, welches ich zu Anfang zitiert habe, zurückzukommen, wir sollten mit all diesen Paaren neue Fragen stellen. Eine lautet: Kann denn Liebe – auch und gerade zwischen den Konfessionen - ein Geschenk Gottes sein? Die Antwort: Kann sie nicht nur – ist sie.

Literaturhinweise:

- Martina Kreidler-Kos, Christoph Hutter, *Mit Lust und Liebe Glauben: Amoris laetitia als Impuls für Gemeinde, Partnerschaft und Familie*. Mit einem Begleitwort von Bischof Franz-Josef Bode, Ostfildern 2017
- Martina Kreidler-Kos, Wolfgang Tripp, *Von Felsblöcken und Zärtlichkeit: Amoris laetitia in Verkündigung und Liturgie*. Mit einem Begleitwort von Erzbischof Heiner Koch, Ostfildern 2017

Gemeinden anderer Sprache und Herkunft

Netzwerke und Kirchenbünde von GaSH: Ein Ausblick

von Frieder Ludwig¹

Die anlässlich des 500. Reformationsjubiläums vom Deutschen Historischen Museum erstellte Ausstellung „Der Luthereffekt. 500 Jahre Protestantismus in der Welt“, die im Martin-Gropius-Bau in Berlin zu sehen ist, zeigt an prominenter Stelle das Gemälde „Erstlinge“ des Malers Johann Valentin Haidt von 1747. Stellvertretend für die „große Schar aus allen Völkern“, von der in Offenbarung 7,9 die Rede ist, sind die ersten verstorbenen „Erstlinge“ der Herrnhuter Mission im Himmel zu sehen – Christinnen und Christen aus Afrika, Grönland, Amerika und Asien. Diese sind als ebenbürtige Menschen dargestellt, die auf Augenhöhe ihrem Messias begegnen. Das Bild spricht somit auch die Sprache der Gleichheit vor Gott, über kulturelle Grenzen hinweg und bringt zum Ausdruck, dass Menschen aus anderen Völkern nicht länger Fremde und Gäste sind, sondern „Bürgerrecht im Himmel“ haben und Gottes Hausgenossen sind (Epheser 2,19).

Interkulturelle Vielfalt spiegelt sich kaum in unseren Gottesdiensten wider

Obwohl unsere Zeit durch Migration und Globalisierung geprägt ist und die großen Städte längst „multikulturell“ geworden sind, spiegelt sich die interkulturelle Vielfalt noch nicht in angemessener Weise in unseren Sonn-

¹ Prof. Dr. Dr. Frieder Ludwig ist Rektor der Fachschule für Interkulturelle Theologie Hermannsburg (FIT). Sein Schwerpunkt an der FIT sind die Geschichte der Weltchristenheit und Missionswissenschaft.

tagsgottesdiensten wider – auch wenn in den letzten beiden Dekaden ein bemerkenswerter Weg zurückgelegt wurde. In besonderen Gottesdiensten – etwa an Pfingsten oder an Weihnachten – gelingt es manchmal richtig gut, dass verschiedene Charismen zusammenwirken und die vielen Gaben sichtbar werden.

Aus verschiedenen Gründen organisieren sich Christinnen und Christen anderer Sprache und Herkunft jedoch zunächst in ihren eigenen Gemeinden. Wenngleich jede Kategorisierung problematisch ist, lässt sich Claudia Währisch-Oblaus Unterscheidung in vier Typen folgen:² Neben den (1) konfessionellen (römisch-katholischen, orthodoxen oder protestantischen) Diaspora-Gemeinden und den (2) zum größten Teil durch deutsche freikirchlich-evangelikale Gemeinden und Missionswerke gegründeten „freikirchlichen Missionsgemeinden“ haben sich (3) „Gemeinden reverser Missionskirchen“ sowie (4) zahlreiche unabhängige, nicht-denominationalle neue Gemeinden, oft mit pfingstbewegtem oder charismatischem Hintergrund gebildet. Es sind die beiden letztgenannten Gruppen, die im Folgenden besonders im Mittelpunkt stehen. Die Mehrzahl der Mitglieder kommt meist aus einer bestimmten Region, vorwiegend aus Zentral- und Westafrika oder Korea. Die Gemeinden haben aber durchaus das Anliegen, über diese Basis hinauszuwirken; der Missionsauftrag wird

² Claudia Währisch-Oblau, *Migrationskirchen in Deutschland: Überlegungen zur strukturierten Beschreibung eines komplexen Phänomens*, Zeitschrift für Mission Nr. 31 (2005), 19-39; Bianca Dümling, *Migrationskirchen in Deutschland: Orte der Integration*, Frankfurt 2011, 109f.

allgemein verstanden. Die in Nigeria gegründete Redeemed Christian Church of God mit Sitz in Lagos will Europa helfen, zu seinen christlichen Wurzeln zurückzukehren³; in Norddeutschland gibt es Gemeinden in Hamburg, Bremen, Kiel und Hannover. Die von koreanischen Laien ausgehende Campus Mission International verbindet die Verpflichtung, in Deutschland zu missionieren, mit der Dankbarkeit für die deutsche Mission Ende des 19. Jahrhunderts.

Doch nicht nur die Begründungszusammenhänge, sondern auch die Spannungsfelder stellen sich in mancher Hinsicht spiegelbildlich zur Situation des 19. Jahrhunderts dar: So konstatierte die Campus Mission aus Korea, dass sich Bemühungen, die Gemeindeleitung in „deutsche“ Hände zu legen, als schwierig erwiesen, da die „spezifischen ethnischen Merkmale zu dominant erscheinen.“⁴ Die Redeemed Christian Church of God sieht Europa als „Bollwerk des Säkularismus“, demgegenüber „Anliegen der Bibel“ vermittelt werden. Mit diesen Anliegen verbunden ist in vielen Gemeinden anderer Sprache und Herkunft ein strenger Moralkodex, die individuelle Lebensführung betreffend, und patriarchale Familienordnungen. In Deutschland kann dies schnell als Ausdruck einer neuen Gesetzlichkeit verstanden werden, und der koreanischen University Bible Fellowship wurde es durch die deutsche Hochschulrektorenkonferenz untersagt, an deutschen Hochschulen zu missionieren.⁵

³ <http://www.rccgmainlandeuropa.org/eurocon.asp>.

⁴ Choe Stephan (Bochum), „Christus für Deutschland aus Korea: ein kleiner Beitrag für die globale Erweckung und eine transkulturelle Gemeinschaft“, zusammengefasst in Tagungsbericht: Koreanische Christliche Gemeinden in Deutschland - Eine Standortbestimmung, 28.-29. Juni 2012, Ruhr-Universität Bochum (Bericht: Esther Hornung, Kirchengeschichte, Ev.-Theol. Fakultät, Bochum; Sabrina Weiß; Centrum für Religionswissenschaftliche Studien <https://www.yumpu.com/ide/document/view/19594904/1-tagungsbericht-koreanische-christliche-gemeinden-in-deutschland>

⁵ Harald Baer et al. (Hgg.), *Lexikon neureligiöser Gruppen, Szenen und Weltanschauungen: Orientierungen im religiösen Pluralismus*.

Oft erleben Christinnen und Christen aus anderen Ländern Deutschland als restriktiv und bevormundend

Oft erleben Christinnen und Christen aus anderen Ländern Deutschland als restriktiv und bevormundend; auch in den Gottesdiensten der Landeskirchen fühlen sie sich mit ihren Frömmigkeitsformen häufig nicht willkommen. Die reversen Missionskirchen aus den Heimatländern bieten dazu ebenso eine Alternative wie die neu entstehenden unabhängigen Gemeinden, die oft aus Gebetskreisen entstanden sind. Die Zusammensetzung der Mitgliedschaft aus bestimmten regionalen oder ethnischen Kontexten und die starken Kontakte in die Heimatländer können – ebenso wie Missionsanliegen und autoritäre Tendenzen – in der deutschen Gesellschaft kritisch gesehen werden, da dies ja einer „Integration“ (im Sinne einer Assimilation) entgegenzustehen und dem Aufbau von Parallelgesellschaften zu dienen scheint. Demgegenüber hat Martin Baumann argumentiert, dass die Pflege und Bewahrung der Herkunftskultur dauerhaft zur Ressource für die strukturelle Integration in das Bildungs- und Erwerbssystem des Aufnahmelandes werden können: „Erst das Wissen und die Sicherheit eigener Stärke ermöglicht, den eigenkulturellen Rückzugsort und ‚Schonraum‘ zu verlassen und aus selbstsicherer Position sich den Anforderungen der Aufnahme- bzw. Residenzgesellschaft zu stellen.“⁶

Freiburg i. Br. 2005, Sp. 1338–1342. In Auszügen wiedergegeben unter <http://www.ekir.de/weltanschauungen/themen/university-bible-fellowship-ubf-142.php>

⁶ Martin Baumann, *Religion und ihre Bedeutung für Migranten*, in: Beauftragte der Bundesregierung für Migration (Hg.), *Religion – Migration – Integration in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*, Berlin 2004, 19-30, hier 27; zitiert in: Alexander-Kenneth Nagel, *Einleitung: Religiöse Netzwerke*, in: A.K. Nagel (Hg.), *Religiöse Netzwerke. Die zivilgesellschaftlichen Potentiale religiöser Migrantengemeinden*, Bielefeld 2015, 11-35, hier 14.

Kulturell-religiöse Selbstorganisation als Ausgangsbasis für eine wechselseitige Integration

Damit kann die kulturell-religiöse Selbstorganisation auch als Ausgangsbasis für eine wechselseitige Integration verstanden werden, und in der Tat sind viele der GaSH-Gemeinden für ökumenische Zusammenarbeit offen und auch an gemeinsamer theologischer Ausbildung interessiert. Freilich fanden sich zunächst stärkere Affinitäten zum Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden (BFP) und zur Deutschen Evangelischen Allianz (DEA).⁷ Der BFP war seit seinen Anfängen international ausgerichtet; seit 1999 aber wuchs die Zahl der Migrantengemeinden und seit 2004 ist der Anteil der Neuaufnahmen der Migrantengemeinden in den BFP beständig höher als der Anteil der neu aufzunehmenden deutschen Gemeinden. Bei einer Präsidiumssitzung im Februar 2007 wurde eine Grundkonzeption der weiteren Entwicklung mit drei Punkten beschlossen, nämlich eine Namensänderung von AAG (Arbeitsgemeinschaft Ausländergemeinden) in AIG (Arbeitsgemeinschaft Internationaler Gemeinden), der Aufbau von regionalen Strukturen durch die AIG und der Aufbau einer AIG-Ausbildungsschiene für Gemeindeleiter und Pastoren mit Migrationshintergrund.⁸ Da die afrikanischen Gemeinden am stärksten repräsentiert waren, wurde zunächst ein

⁷ In der „Berliner Erklärung von 1909 hatten sich zwar evangelikale Christen von der Pfingstbewegung distanziert und diese als „vom falschen Geist“ geleitet bezeichnet, doch durch die Kasseler Erklärung von 1996 - einer gemeinsamen Erklärung von DEA und BFP - war es zu einer Annäherung gekommen. <http://www.bfp.de/pages/wir-ueber-uns/geschichte/historische-dokumente-berliner-erklaerung-kasseler-erklaerung.php> (15-08-16)

⁸ Hartmut Knorr, Protokoll der PFP-Präsidiumssitzung Nr. 254 TOP 11 Erzhausen, BFP-Archiv 2008, zitiert in: Hartmut Knorr, *Mentoring als förderndes System in individualistischen und kollektivistischen Kulturen: Eine vergleichende Studie von afrikanischen Pfingstgemeinden in Malawi, Ghana und Deutschland*, Hamburg 2012, 113.

„Afrikanischer Arbeitszweig“ im BFP gebildet. Im Februar 2007 erarbeitete der Ausbildungsausschuss des BFP ein Konzept für eine „Kandidatenausbildung in englischer Sprache“, das im Präsidium im September 2007 verabschiedet wurde; insgesamt 70 afrikanische Leiter wurden zur Ausbildung zum Pastor im BFP zugelassen. Eine erste AIG Schulungswoche fand im Oktober 2007 auf dem Gelände des Theologischen Seminars BERÖA in Erzhausen statt; dabei wurden die Grundlagen der Identität des BFP unter der Überschrift „BFP-Selbstverständnis“ vermittelt. Alle neuen Kurse wurden grundsätzlich in Deutsch unterrichtet und ins Englische übersetzt. Parallel fand eine Simultanübersetzung ins Französische statt. Nach Absolvierung der neun Kurse und Abgabe und Bewertung einer Ordinationsarbeit wurden die ersten 70 Leiter im September 2010 zu Pastoren ordiniert.⁹

Der Nachweis einer Ordination zum Pastor, die von deutschen Behörden anerkannt wird, ist für afrikanische Gemeindeleiter wichtig; der von den evangelischen Landeskirchen traditionell vorgegebene Weg einer langjährigen theologischen Ausbildung ist in ihrer Lebenssituation nicht möglich. Hinzu kam, so stellt auch die EKD-Schrift „Gemeinsam Evangelisch“ von 2015 fest, dass die Gemeinden anderer Sprache und Herkunft vor allem unter dem Aspekt diakonisch-karitativer Zuwendung in den Blick kamen, gelegentlich noch verstärkt durch eine seelsorgerliche Dimension. Sie wurden damit vor allem als (hilfsbedürftige) Fremde wahrgenommen.¹⁰

⁹ Hartmut Knorr, *Mentoring als förderndes System in individualistischen und kollektivistischen Kulturen. Eine vergleichende Studie von afrikanischen Pfingstgemeinden in Malawi, Ghana und Deutschland*, Hamburg 2012, 113-115.

¹⁰ *Gemeinsam Evangelisch*, EKD-Texte 119, Hannover 2015, S. 10.

Einer der ersten Versuche auf Seiten der Landeskirchen, das Gemeindeleben von Afrikanern in Deutschland zu organisieren, die African Christian Church Hamburg unter dem Dach der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland, war, durchaus bezeichnend, in Zusammenhang mit der Afrikaner-Seelsorge Hamburg. Von 1985 bis 1995 hatte Isakwisa Mwakalambo, ein lutherischer Pastor aus Tansania, die Stelle inne. Von 1995 bis 1998 übernahm seine Frau, Pastorin Elizabeth Mwakalambo, die Aufgabe. Die tansanischen Pfarrer wurden aber von den überwiegend aus Westafrika stammenden in Hamburg lebenden „schwarzen“ Christen als Fremdkörper gesehen: „(The) majority felt that Pastor Isakwisa Mwakalambo was imposed to lead the African Christian Church“ schreibt Prince Ossai Okeke in seiner Hermannsburger Bachelorarbeit. Die westafrikanischen Christen hatten bereits erste eigene Gemeinden organisiert, so etwa die von Bischof Bediako geleitete International Christian Fellowship.

Auf Anregung eines von Amele Ekue initiierten Workshops an der Missionsakademie im September 1998 formierten sich einige dieser afrikanischen Gemeinden im Dachverband African Christian Council in Hamburg. Der African Christian Council was zunächst im selben Büro wie die Afrikanerseelsorge untergebracht. Da dies zu Missverständnissen führte, bezog der ACCH 2007 eigene Räumlichkeiten.

Die Entstehungsgeschichte des ACCH ist somit durch einen Prozess der Herauslösung aus diakonischen Einrichtungen gekennzeichnet. Zudem hatte sich in der Anfangsphase auch gezeigt, dass der Ansatz, Pfarrer aus den ökumenischen Netzwerken der Landeskirchen und der Missionswerke für die Arbeit der Migrationsgemeinden bereit zu stellen, nicht funktionierte: Die Lebenswirklichkeit der Pfarrer

aus den Partnerkirchen, die mit den „Mission to the North“-Programme gekommen waren, entsprach nicht derjenigen der meisten afrikanischen Migranten.

Die Dachverbände – nicht nur in Hamburg, sondern auch in Berlin, wo im Jahr 2000 der Rat afrikanischer Christen in Berlin und Brandenburg entstand, sind durch die Gemeinden an den grassroots geprägt.

Auch aufgrund des Interesses der Leiter von Migrationsgemeinden, sich theologisch weiterzubilden, wurde an der Missionsakademie Hamburg das African Theological Training in Germany Programme ATTiG entwickelt. Dieses wurde als zweijähriges Zertifikatsprogramm, bei dem sich die Teilnehmer einmal im Monat für ein Wochenende treffen, konzipiert. Jeder Kurs umfasste etwa zwanzig Teilnehmer, meistens aus Hamburg, aber auch aus Bremen, Berlin und Lübeck. ATTiG deckt damit die nördlichen Teile Deutschlands ab.¹¹ 2015 wurde ATTiG durch das ÖkuFiT-Programm (Ökumenische Fortbildung in Theologie) abgelöst, ein erweitertes Fortbildungsangebot nicht nur für Leiter von Migrantengemeinden, sondern auch von deutschen Gemeinden für Studierende der Theologie an der Universität Hamburg.¹²

Etwa zur gleichen Zeit wie ATTiG nahm „Kirche im interkulturellen Kontext“ (kikk) in Wupper-

¹¹ Vgl. Werner Kahl, *African Theological Training in Germany (ATTiG): A Study Programme of the Academy of Mission for, and with African Migrant-Church Leaders in Northern Germany*, in: F. Ludwig, K. Asamoah-Gyadu (Hgg.), *The African Christian Presence in the West*, African World Press, Trenton 2011, 427-432; Lothar Engel, *Zur Entstehung des ATTiG-Programms*, in: *Evangelisches Missionswerk in Deutschland* (Hg.), *Gemeinsam Lernen in der fremden Heimat*, Hamburg 2004, 20-27; vgl. auch Christoph Dahling-Sander, *Auf dem Wege zur sichtbaren Gemeinschaft? Ökumenische Zusammenarbeit mit Kirchen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft*, Hamburg 2000.

¹² <http://www.missionsakademie.de/de/veroeffentlichungen-programmeloekufit.php>

tal die Arbeit auf; Zielsetzung ist eine Kooperation zwischen afrikanischen, asiatischen und deutschen protestantischen Gemeinden. Der Schwerpunkt des Programms liegt in der Rhein-Ruhr Region, wo es etwa 150 Gemeinden mit afrikanischem und etwa 120 Gemeinden mit asiatischem Hintergrund gibt.¹³ Das Programm war zunächst bei der VEM beheimatet, wurde dann aber von der Evangelischen Kirche im Rheinland übernommen. Die Rheinische Kirche wirkte gemeinsam mit der Evangelischen Kirche in Westfalen seit 2000 daran mit, dass sich afrikanische und asiatische Migrationskirchen in Nordrhein-Westfalen gegenüber den Landeskirchen und den kommunal- bzw. landespolitischen Strukturen organisieren konnten. So entstand (vor allem unter der Federführung von Claudia Währisch-Oblau) die Arbeitsgemeinschaft christlicher Migrationskirchen in NRW e.V., die als Dachverband die Interessen der Migrationsgemeinden vertritt. Im Jahr 2008 verabschiedete die Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland 2008 ein Kirchengesetz zur Anbindung von Gemeinden fremder Sprache und Herkunft, in der u.a. die Voraussetzungen für eine Anbindung (§ 2) und die Rechte und Pflichten der angebandenen Gemeinde (§ 3) geregelt werden.¹⁴

Im Jahr 2012 wurden die bestehenden Netzwerke im Internationalen Kirchenkonvent (Rheinland Westfalen) zusammengefasst. Die Mitgliedsgemeinden behalten ihre organisatorische und theologische Unabhängigkeit, stimmen aber den unten genannten Kriterien zu. Sie wollen an der sichtbaren Einheit der

¹³ Vgl. Gotthard Oblau, Kirche mit „kikk“: Theologische Fortbildung für fremdsprachige Gemeinden in Deutschland – Bildungsprogramm der Vereinten Evangelischen Mission (VEM), in: Evangelisches Missionswerk in Deutschland (Hg.), *Gemeinsam Lernen in der fremden Heimat*, Hamburg 2004, 108-118.

¹⁴ Stefan Heinemann, *Interkulturalität: Eine aktuelle Herausforderung für Kirche und Diakonie*, Neukirchen 2012, 236f. Das Kirchengesetz findet sich unter <https://kirchenrecht-ekir.de/pdf/34932.pdf>

Kirche Jesu Christi arbeiten und gemeinsam Zeugnis von der liebevollen Zuwendung Gottes zur Welt in Jesus Christus ablegen. Sie bringen dazu ihre Frömmigkeit, ihre Tradition und ihre kulturelle Identität ein und profitieren von den Erfahrungen der anderen Mitgliedkirchen ebenso wie vom Eintreten der Landeskirchen für ihre Partnerkirchen im IKK.¹⁵

Auch in anderen evangelischen Landeskirchen sind entsprechende Foren entstanden: So wurde 1997 der Internationale Konvent Christlicher Gemeinden in Berlin und Brandenburg e. V. als Verband organisiert. 1999 folgte der Internationale Konvent Christlicher Gemeinden Rhein-Main e.V.¹⁶ Der Internationale Konvent

Mit der Gründung der IKCG wurden Möglichkeiten des Austauschs und der Zusammenarbeit geschaffen

Christlicher Gemeinden in Baden entstand 2008.¹⁷ In der Nordkirche bildete sich 2013 der „Fachausschuss Evangelische Gemeinden anderer Sprache und Herkunft“ (FeGaSH) als eine Basis für Kooperationen der Nordkirche mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft.¹⁸

Im Rahmen der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers haben 2014 elf Migrationsgemeinden und die Landeskirche einen Kooperationsvertrag unterzeichnet und die „Internationale Konferenz Christlicher Gemeinden“ (IKCG) gegründet.¹⁹ Damit wurden Möglichkeiten des Austauschs und der

¹⁵ <http://www.ekir.de/www/ueber-uns/internationaler-kirchenkonvent-16916.php>

¹⁶ http://www.internationaler-konvent-frankfurt.de/?page_id=2

¹⁷ http://www.ikcg.de/html/ueber_uns111.html?&

¹⁸ https://www.welt.de/print/die_welt/hamburg/article119935361/Kirchenlandschaft-wird-durch-Zuzuege-bunter.html; <https://www.nordkirche.de/nachrichten/nachrichten/detail/hamburgs-kirchenlandschaft-wird-immer-internationaler.html>

¹⁹ <https://www.landeskirche-hannovers.de/evlka-de/presse-und-medien/frontnews/2014/10/14>

Zusammenarbeit geschaffen. Im Aktenstück 49 der LKH (November 2015) berichtet das Landeskirchenamt über die Zusammenarbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft. Dabei wird unter anderem auch auf die Fachhochschule für Interkulturelle Theologie Hermannsburg hingewiesen, der als staatlich anerkannter und akkreditierter Hochschule eine Schnittstellenfunktion in der interkulturell-theologischen und sozialdiakonischen Ausbildung zukommt. Insgesamt, so stellt der Bericht im Kapitel „Interkulturalität – ein genuines Potenzial christlicher Kirche und Theologie“ fest, zeigt sich „Interkulturalität im Leben unserer Landeskirche: Als Herausforderung, die zu gestalten ist, als wechselseitige Bereicherung, als Weg, voneinander und miteinander zu lernen“.²⁰

²⁰ https://www.landeskirche-hannovers.de/damfiles/default/evlka/wir-ueber-uns/landessynode/synode_25/fuenfte-tagung-25-landessynode/aktenstuecke/IV--Tagung/Nr_49-621f83afe62ba28b53bf2ce920809859.pdf



Drei Jahre ICKG Hannover

von *Woldemar Flake*

Die Gemeinden, die im Kontext der zur EKD gehörenden evangelischen Landeskirchen in der Regel „Gemeinden anderer Sprache und Herkunft“ genannt werden (GaSH), fallen unter den allgemeineren Begriff der „Migrantenselbstorganisationen“: Menschen, die sich mit ähnlichen Lebenseinstellungen und Interessen in religiösen oder nichtreligiösen Vereinen und Verbänden organisieren. Es wird diskutiert, ob diese Organisationen die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund fördern oder behindern. Wie der Beitrag von Frieder Ludwig – und die Erfahrung in der Zusammenarbeit

mit GaSH im Bereich unserer Landeskirche – belegt: Es kann für Migrant*innen sehr wichtig sein, dass sie sich nach ihrer Ankunft in einem neuen Land zunächst selbst finden, bevor sie an eine engere Anbindung an lokale kirchliche Strukturen und an Schritte der Inkulturation ihrer Art zu glauben denken. Eine Vereinahmung religiöser Migrantenselbstorganisationen durch die lokale Kirche, bzw. auch durch die Landeskirchen, ist der Integration in Deutschland nicht förderlich. Wichtig ist es darum, auch kleine Gemeinden und Gruppen zu akzeptieren, nicht also z.B. vereinfachend eine anglophon-afrikanische „Einheitsgemeinde“ zu fordern, gleichzeitig aber auch Raum für gemeinsames Handeln und Vernetzung zu schaffen und zu nutzen.



Vorsitzender der IKCG ist derzeit Michel Youssif, Prediger und Pastor der Arabisch-Deutschen Evangelischen Gemeinde Hannover (ADEG)

Gründung der IKCG

Die „Internationale Konferenz christlicher Gemeinden im Bereich der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers“ (IKCG) wurde am 11. Oktober 2014 im Kloster Loccum gegründet, um internationale Gemeinden, die mit der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers zusammenarbeiten, besser miteinander und mit der Landeskirche zu vernetzen. Vorbild für die IKCG waren die teilweise seit vielen Jahren existierenden Beispiele internationaler Konvente im Bereich anderer evangelischer Landeskirchen. Die Initiative zur Gründung der IKCG ging von der Landeskirche aus.



Die IKCG hilft dabei, Solidarität zu leben, Schnittstellen zu identifizieren, Anwaltschaft gemeinsam wahrzunehmen, durchaus auch mit dem Ziel einer gesteigerten Anerkennung der von GaSH erbrachten Integrationsleistung bei Protagonisten des kirchlichen und öffentlichen Lebens. Dies ist teils ansatzweise, teils recht überzeugend gelungen. Wer in Niedersachsen „Kirche“ und „Christen“ denkt, sollte in Zukunft auch immer „Gemeinden anderer Sprache und Herkunft“ denken.

Es besteht weiterhin die Aufgabe, Aufmerksamkeit für wichtige Anliegen der Migrationsgemeinden zu schaffen. So muss z.B. in Ortsgemeinden und Landeskirche das Bewusstsein noch weiter wachsen, dass GaSH einerseits Räume benötigen, Migrant*innen aber nicht nur als Nutzer und Mieter landeskirchlicher Räumlichkeiten auftreten wollen, sondern als Geschwister im Glauben wahrzunehmen sind, die mit Christen aus der Landeskirche zusammenarbeiten wollen. Gleichzeitig lässt sich bei den in der IKCG vertretenen GaSH auch ein wachsendes Bewusstsein dafür beobachten, dass sie selbst auch Schritte der Veränderung auf die einheimische deutsche Gesellschaft hin unternehmen müssen, um als Gesprächspartner ernst genommen zu werden.

Studientage Kirche interkulturell

Die Studientage Kirche interkulturell sind bereits vor der Gründung der IKCG entstanden. Die Beteiligung von Menschen aus den GaSH an Planung, Vorbereitung und Durchführung wurde durch die IKCG intensiviert. Es wurden Themen gesucht, die die Interessenlage sowohl der GaSH als auch der mit GaSH kooperierenden landeskirchlichen Gemeinden treffen. Die Themen reichten von Finanzen und Fundraising über Diakonie und Mission bis zu den Fragen von Interkulturalität und Gottesdienst. Es hat sich bewährt, die Studientage an Orten

durchzuführen, an denen Migrationsgemeinden beheimatet sind, und die Akteure vor Ort einzubinden. Zwar sprechen nicht alle Gemeindeglieder aus Migrationsgemeinden gut genug Deutsch, um an Studententagen Kirche interkulturell teilnehmen zu können. Trotzdem soll die Verkehrssprache weiterhin Deutsch sein.

Studienfahrt nach Wittenberg

Der intensive Austausch untereinander während einer mehrtägigen Exkursion im Sommer 2016 nach Wittenberg wurde von allen Teilnehmenden geschätzt. Fahrten zu interkulturell interessanten Orten fördern das persönliche Miteinander, das Verständnis füreinander und erweitern den Horizont durch das Wahrnehmen unterschiedlicher kirchlicher Situationen. Auffällig war das große Interesse der Pastoren aus den GaSH am mitteldeutschen kirchlichen Kontext und der Problematik einer weit fortgeschrittenen Entkirchlichung. Man spürte: Hier sind Menschen miteinander unterwegs, die aus der Selbstbezogenheit kleiner Migrationsgemeinden längst aufgebrochen sind und intensiv ihren deutschen Kontext reflektieren.



Interkultureller Gottesdienst

Die ersten interkulturellen Gottesdienste hatten den Reiz des Neuen und haben neugierig gemacht. Mittlerweile hat das vielleicht etwas nachgelassen, die tiefe geistliche Gemeinschaft ist dafür weiter gewachsen. Es geht nicht primär darum zu demonstrieren, was möglich ist, sondern es geht darum, einander als Glaubensgeschwister zu begegnen. Christen aus GaSH und einheimische Christen lernen sich besser kennen und können sich mit den unterschiedlichen Traditionen gegenseitig bereichern. Der Gottesdienst wird einmal im Jahr gemeinsam vorbereitet, wobei sich auch Gemeinden beteiligen, die nicht der IKCG angehören.

Ökumenische Weite und Sendung

Mit der Gründung der IKCG wurde prinzipiell durch die Landeskirche die Absicht bekundet, Christen mit Migrationshintergrund als Schwestern und Brüder „auf Augenhöhe“ wahrzunehmen, anstatt sie ausschließlich durch die diakonische Brille als Klienten von Hilfsangeboten zu betrachten. So werden die

GaSH dann auch zu einem Thema der multilateralen Konfessionsökumene. Die Gemeinden der IKCG bekennen sich zur Glaubensbasis des Ökumenischen Rates der Kirchen: Sie zählen sich zur „Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Die IKCG befürwortet darum prinzipiell die Mitgliedschaft orthodoxer und orientalisch-orthodoxer Gemeinden. Dies würde die Repräsentativität der IKCG erhöhen und entspricht geltender Praxis in den Internationalen Konventen im Bereich anderer Landeskirchen. Es wird zudem überlegt, ob und auf welche Weise die IKCG einen Beobachterstatus in der ACKN bekommen kann.

Aus der gemeinsamen Mitte im Glauben an Jesus Christus ergibt sich die Frage nach Auftrag und Sendung. In diesem Sinne wird die IKCG sich in den kommenden Jahren verändern und weiter entwickeln.

Europa neu denken: Zur Theologie der Diaspora

Was bedeutet es, wenn eine Kirche sich in der Minderheit befindet? Was bedeutet es für eine Kirche, wenn sie „kleiner, älter und ärmer“ wird? Ist die Kirche vom Missionsbefehl her prinzipiell daraufhin angelegt zu wachsen, auch zahlenmäßig zu wachsen, oder hat sie eher dem Auftrag zu entsprechen, „Salz der Erde“ und die „Stadt auf dem Berge“ zu sein? Um diese Fragen kreist ein bereits 2012 in der GEKE initiiertes Studienprozess, der nun vor seinem Abschluss steht. Die Mehrheit der evangelischen Kirchen in Europa sind zahlenmäßig Minderheitskirchen. Lange sind Diasporakirchen als die Kirchen begriffen worden, „denen geholfen werden muss“. Es gibt hier in neuerer Zeit jedoch ein Umdenken, das stärker die Potentiale der Minderheitensituation hervorhebt: Kirchen in der Minderheit haben die Chance zu einer besonderen Glaubwürdigkeit, jedenfalls dann, wenn man sich selbstbewusst an gesellschaftlichen Prozessen und Debatten beteiligt. Wir dokumentieren Aspekte der Debatte um die Theologie der Diaspora an Hand eines von Oberlandeskirchenrat Rainer Kiefer moderierten Abends im Rahmen des Themenjahres 2016 „Reformation und Eine Welt“. Den Hauptvortrag hielt Professor Dr. Michael Bünker, Bischof der Evangelischen Kirche A.B. in Österreich und Generalsekretär der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE). Erwiderungen folgten von reformierter (Paul Oppenheim) und methodistischer Seite (Uwe Onnen).



Personen v.l.n.r.: Rainer Kiefer, Michael Bünker, Uwe Onnen, Paul Oppenheim



Evangelische Kirchen in der Minderheit zwischen Aufbruch und Zerfall

von Michael Bünker

Ausgangsüberlegungen

Die meisten der Mitgliedskirchen der „Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE)“ sind in ihren Ländern zahlenmäßige Minderheiten. In ganz Europa zählen die Evangelischen Kirchen rund 50 Millionen Mitglieder, das sind nicht einmal zehn Prozent der europäischen Gesamtbevölkerung. Knapp die Hälfte dieser Zahl lebt in Deutschland. Für die meisten Evangelischen Kirchen ist die Minderheitensituation vertraut, entweder seit Jahrhunderten durch geschichtliche Entwicklungen wie bei uns in Österreich oder erst seit wenigen Jahrzehnten durch die fortschreitende Säkularisierung der Bevölkerung. Wie sehen sich die Kirchen in dieser Situation selbst? Ohne Zwei-

fel gibt es dabei jene Variante, die das eigene Geschick beklagt und den Zustand der Minderheit als Mangel sieht. Oft ist das gepaart mit der Klage über die fehlenden Mittel. Diasporakirchen - das sind die, denen geholfen werden muss. Dieser Geist der Minderheit, in dem das Mindere, das Geringere, das weniger Gute, das Defizitäre im Vordergrund steht, prägt nicht nur das Selbstbild, sondern auch die Wahrnehmung durch die jeweiligen Mehrheiten. Wilhelm Dantine (1911-1981), evangelischer Theologe aus Österreich und einer der Pioniere einer „Theologie der Diaspora“ spricht von einer evangelischen Neigung zum Selbsthass. Statt

sich zu freuen, als Minderheit in einer großen Mehrheit etwas Besonderes darzustellen und daraus besondere Aufgaben abzuleiten, hasse man sich selbst wegen der eigenen Unangepasstheit und übertrage diesen Hass auf die (angeblich) feindliche, übelgesonnene Mehrheit. Könne es nicht umgekehrt sein, dass nämlich die Glaubwürdigkeit eine Minderheit mit ihrem Mut und ihrer Freude über sich selbst zu einem wertvollen Mitglied der betreffenden Gesamtgesellschaft mache?

Den Weg der Selbstisolierung ist die Evangelische Kirche in Österreich in ihrer Diaspora-Situation – wohlgemerkt – am Ende nicht gegangen. Anstatt sich an den Rand der Gesellschaft zu stellen hat unsere Kirche sich vielmehr konsequent für den Weg einer öffentlichen Sichtbarkeit und einer Beteiligung an gesellschaftlichen Prozessen und Debatten entschieden.

Bausteine einer Theologie der Diaspora

Eine evangelische Kirche, die sich als Minderheit in der Gesellschaft in einer Diasporasituation befindet und die ein Bewusstsein für die Herausforderungen, Chancen und Möglichkeiten entwickelt, in die Gesellschaft hinein zu wirken, anstatt sich aus ihr zurückzuziehen – diese Kirche entspräche einer selbstbewussten und offensiven evangelischen Diaspora, für die Wilhelm Hüffmeier immer wieder plädiert hat. Ob eine Kirche sich als Diaspora versteht, ist also weniger eine Frage nach einer objektiv feststellbaren Größe im Sinne von Minderheit als vielmehr eine Frage der Wahrnehmung, der Selbstdeutung und der Verortung in der Welt. Evangelische Diaspora im Sinne Hüffmeiers schließt jedenfalls eine selbstbewusste Reflexion auf das Wirken und die Wirkung des Christentums in der Gesellschaft ein. Man kann auch sagen, Diaspora zu sein schließt das Bewusstsein ein, als Kirche in der Minderheit eine Mission, einen Auftrag für die Gesamtgesellschaft zu haben.

Versuche einer „Theologie der Diaspora“ finden sich in der Tradition des europäischen Protestantismus bislang eher vereinzelt. Einige Schlaglichter sollen das erhellen: Der erste, der den Begriff der Diaspora in einem positiven Verständnis verwendet hat, war der erste „Bischof“ der Herrnhuter Brüdergemeinde, Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700-1760). In einem Hymnus, den er wohl 1756 geschrieben hat¹, lauten die Anfangsworte:

¹ Der Hymnus findet sich in der Schrift Zinzendorfs: *Einige Reden des Ordinarii Fratrum, die Er vornehmlich Anno 1756. zur zeit seiner retraits in Bethel, an die gesamte Bertholdsdorfische Kirchfahrt gehalten hat, Barby 1758. Der Text trägt die Überschrift: „Hymnus von der Diaspora der Kinder GÖttes, die mit uns anrufen den Namen unsers HERRn JESu Christi an allen ihren Orten. (1. Cor. 1.2.)“*, 17. Zitiert wird nach der digitalisierten Ausgabe unter <http://digitale.bibliothek.uni-halle.de/lvd18> (Zugriff am 14.1.2014); abgedruckt in: Erich Beyreuther, Gerhard Meyer (Hgg.), Nikolaus Ludwig von Zinzendorf: *Hauptschriften in sechs*

*Gott Lob für die Diaspora,
Die nun erscheinet hie und da;
Sie ist ein gutes Salz der Erd’;
Man ehret sie, sie ist es werth.*

Zinzendorf hatte auf seinem Gut in Berthelsdorf in der Lausitz zuerst die aus Böhmen und Mähren vertriebenen oder ausgewanderten Evangelischen zur „Brüdergemeinde“ gesammelt. Aber bald fand seine Gemeinschaft auch Anhänger, die weit verstreut in ganz Europa lebten und ihre Form des christlichen Glaubens in anderen, bereits existierenden Kirchen umzusetzen versuchten. Sie bildeten für Zinzendorf die Diaspora. Interessanterweise war es die eigene Erfahrung der Migration, der Vertreibung und Zerstreuung, der für Zinzendorf die Einsicht wachsen ließ, dass die christliche Gemeinde ohne Mission undenkbar ist. Die meisten der ersten Herrnhuter Missionare waren aus Mähren Vertriebene. Dabei ging es nicht darum, eigene Gemeinschaften zu bilden, sondern ihren von Gott gegebenen missionarischen Auftrag zu erfüllen, wie Salz in der Christenheit zu wirken. Hier sind die Wurzeln der Herrnhuter und speziell Zinzendorfs im Pietismus deutlich zu spüren. Erst später, als sich – nota bene gegen den Willen Zinzendorfs – die Brüdergemeinde als eigene Kirche etablierte, verstand man unter „Diaspora“ jene Anhänger, die vereinzelt und verstreut „in der Welt“ lebten. Es ist auffällig, dass bei Zinzendorf etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Begriff der Diaspora in einem positiven Sinn verwendet wird.

1936 veröffentlichte der Oberpastor an St. Jacob in Riga, Viktor Grüner (1889-1941) „Systematische Grundfragen der Diasporatheologie“². Grüner setzt mit einer nüchternen

Bänden, Bd. 6: Verschiedene Schriften, Hildesheim 1963, 169ff. Dazu: Wilhelm Bettermann, Der Diasporagedanke Zinzendorfs und der Brüdergemeinde, EvDia 18 (1936) 408-415.

² Viktor G.H. Grüner, *Systematische Grundfragen der Diasporatheologie, ZSysTh 13 (1936) 429-467. Dazu ausführlicher: Harald*

Analyse ein: „Es gibt in der evangelischen Theologie keine eindeutige These zur Bestimmung der Diaspora“. Gerade um eine deutsch-national gefärbte Instrumentalisierung der kirchlichen Diaspora im Sinne der später sogenannten „doppelten Diaspora“ zu vermeiden, braucht es nach Grüner eine profunde theologische Besinnung. Diese gewinnt er aus der lutherischen Rechtfertigungslehre. Mit dieser theologischen Fundierung gelingt es ihm auch, die Diasporaexistenz nicht als bloße Schicksalsgemeinschaft, als Trotzgemeinschaft oder Problemgemeinschaft, die ständig zwischen Resignation und Selbstüberschätzung schwankt, zu verstehen, sondern als „wirklich gottgewollte Gemeinschaft“. Nur so kann sie – Grüner scheut das offene Wort nicht – dem „völkische(n) Totalitätsgedanke(n)“ widerstehen, der „eine Diasporagemeinde mit seinem Wahn besticht“³ Die Aufgabe der Diaspora beschreibt er als „Dienstgemeinschaft“ an der Gesamtgesellschaft. Schon bei Grüner hat die Diasporakirche einen öffentlichen Auftrag, der im Öffentlichkeitsanspruch des Evangeliums gründet. So kann er – durchaus modern klingend – die Diasporakirche als „Gewissen der Welt“ beschreiben.

Ein positives Deutungsangebot aus der evangelischen Theologie für die Diasporaexistenz der Kirche kam nach dem Zweiten Weltkrieg von dem Wiener Dogmatiker Wilhelm Dantine. Für ihn war das Ausgestreut-Sein der Kirche im Ackerfeld der Welt kein zu bedauerndes Geschick, sondern eine mutig anzupackende Herausforderung für die Kirche⁴. Wilhelm Dantine hat sein Verständnis von Diaspora unter Bezugnahme auf Johannes 12, 14 kreuzestheologisch zugespitzt: „‘Diaspora’ aber heißt eingestreut

Uhl, *Evangelische Akademie und Diaspora. Zwei unbekannte theologische Wesen*, Wien 2006, 14-20.

3 Viktor Grüner (s.o.), 444.

4 Wilhelm Dantine, *Strukturen der Diaspora*, *EvDia* 38 (1967) 37-56.

sein als Weizenkorn Gottes im zerpflügten Acker der Welt. Das Weizenkorn bringt viel Frucht, wenn es stirbt. Zukunftswillige Kirche wird ‚sterbende Kirche‘... Sterbende Kirche ist hier wesentlich verstanden als jene Kirche, die sich um ihres Zeugnisses willen jeweils in den Tod begibt, weil sie nicht um ihrer selbst willen leben will. Kirche in der Nachfolge ihres Herrn ist nicht nur Kirche in der Welt, sondern Kirche für die Welt.“⁵ Wilhelm Dantine hat die Gefahr eines „unreformatorisches Sektierertums“⁶ klar gesehen und davor gewarnt, dass sich die Kirche als ein „religiöser Trachtenverein“ versteht und damit ihrem Auftrag nicht nachkommt⁷.

Auch wenn in der Bibel nur selten (im NT gar nur an drei Stellen) ausdrücklich von Diaspora die Rede ist und dabei meist nichts uneingeschränkt Positives gemeint ist, gibt es starke Motive, die das Verständnis der Kirche als Diaspora unterstützen: Dabei ist an den Missionsbefehl zu erinnern, aber auch an Aussagen Jesu in der Bergpredigt. Diaspora – das ist die Stadt auf dem Berge⁸; Christinnen und Christen sind berufen, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein⁹. Diaspora wäre dann nicht ein mehr oder weniger negativ verstandener Übergangszustand und eine Ausnahme von der Regel, sondern der Normalfall der Existenz

5 Zitiert nach Ulrich Trinks, „Offene Kirche“ Zur Erinnerung an Wilhelm Dantine, in: Michael Bünker (Hg.), *Wilhelm Dantine. Protestantisches Abenteuer. Beiträge zur Standortbestimmung der evangelischen Kirchen in der Diaspora Europas*, Innsbruck-Wien-Göttingen 2001, 12

6 *Die Kirche Jesu Christi*, Leuenberger Texte 1, Leipzig 42012, 50.

7 Wilhelm Dantine, *Protestantisches Abenteuer in nichtprotestantischer Umwelt*, in: Michael Bünker (Hg.), *Wilhelm Dantine. Protestantisches Abenteuer. Beiträge zur Standortbestimmung der evangelischen Kirchen in der Diaspora Europas*, Innsbruck-Wien-Göttingen 2001, 37-47, hier S. 39.

8 Wilhelm Dantine, *Stadt auf dem Berge?*, in: Michael Bünker (Hg.), *Wilhelm Dantine. Protestantisches Abenteuer. Beiträge zur Standortbestimmung der evangelischen Kirchen in der Diaspora Europas*, Innsbruck-Wien-Göttingen 2001, 48-89

9 So z.B. bei: Helmut Franz, *Diaspora. Der Ort des Christen in der Welt*, Stuttgart 2003.

der Kirche in der Welt. Sie hätte dann auch nicht ausschließlich und vorwiegend mit der soziologischen Frage zu tun, ob eine Kirche in der jeweiligen Bevölkerung eine zahlenmäßige Mehrheit oder Minderheit darstellt, sondern wäre ein Ausdruck der Universalität von Kirche und würde also für alle Kirchen gelten, unabhängig von der jeweiligen konfessionellen oder gesellschaftlichen Situation. Diaspora ist weniger die (negative) Zerstreuung, sondern die (positive) Aussaat im Ackerfeld der Welt.

Die säkulare Renaissance der Diaspora

Es ist erstaunlich, dass der Begriff „Diaspora“ seit den 1980er Jahren eine unerwartete Renaissance vor allem in den Kultur- und Sozialwissenschaften erfahren hat¹⁰. Die Übernahme des biblisch geprägten Diasporabegriffs hat sich offenkundig als hilfreich erwiesen, um Migrationsphänomene in religionswissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Sicht zu beschreiben. Dabei ist auffällig, dass ein Verständnis von Diaspora entwickelt wird, das nicht länger vornehmlich defizitorientiert ist. Dies legt sich auch deshalb nahe, weil das Phänomen der „Gemeinden fremder Sprache oder Herkunft“, der migrantischen oder internationalen Gemeinden in unseren Kirchen, der Zusammenhang von religiöser und ethnischer Diaspora gegeben ist. Von dem Religionswissenschaftler Kenneth-Alexander Nagel wird in bewusster Korrektur „gegen eine mehr oder weniger ausdrückliche Defizitorientierung der bisherigen Diskussion“ nachgewiesen, welche zivilgesellschaftlichen Potentiale religiöse Migrationsgemeinden hinsichtlich einer aktiven Selbstorganisation und Ressourcenmobilisierung bieten. Basierend auf einer Netzwerk-Per-

¹⁰ Dazu z.B.: Robin Cohen, *Global diasporas*, London 1997; *Diaspora und Kulturwissenschaften, Quellen und Forschungen zur Diasporawissenschaft* (= Beihefte Evangelische Diaspora) 6, Leipzig 2010.

spektive auf Religion und Migration betrachtet er die soziale Wirklichkeit von Migrationsgemeinden als Beziehungsräume und Brücken zur Zivilgesellschaft der Aufnahmeländer, „in denen religiöse Vorstellungen und Normen von Hilfeleistung und gutem Miteinander in Unterstützungsangebote und Vernetzung mit der Aufnahmegesellschaft umgesetzt werden.“ Für ihn bilden solche Gruppen mit ihren Verbindung stiftenden zivilgesellschaftlichen Initiativen geradezu eine zivilgesellschaftliche Avantgarde.

Religionsvielfalt und Säkularisierung

Religionsvielfalt ist auch für bislang christlich geprägte Gesellschaften zum bestimmenden Faktor geworden. Mittelfristig werden so gut wie alle evangelischen Kirchen in Europa in ihren Ländern zu zahlenmäßigen Minderheiten werden. Neu ist, dass dies nicht bloß gegenüber anderskonfessionellen (zumeist katholischen oder orthodoxen) Kirchen gilt, sondern gegenüber einer konfessionslosen Bevölkerungsmehrheit. Dies betrifft nun auch andere Kirchen. Die verschiedenen Kirchen mögen ihre Diasporaexistenz unterschiedlich deuten¹¹, betroffen sind sie davon alle. Verbunden sind sie zusätzlich durch die Herausforderungen, die die Migration für sie darstellt. Die aktuellen Entwicklungen, geprägt durch fortschreitende Säkularisierung, demographische Trends, ständige Wanderbewegungen, zunehmende Religionsvielfalt und wachsende Globalisierung lassen erwarten, dass Diaspora nicht nur für die derzeitigen zahlenmäßigen

¹¹ Ioannis Zizioulas, *Orthodox Diaspora: Facing a Canonical Anomaly*, *Kanon* (= Jahrbuch der Gesellschaft für das Recht der Ostkirchen) 22 (2012), 1-11; Vladimir Fedorov, *Der ökumenische Beitrag der russisch-orthodoxen Diaspora im 20. Jahrhundert, Quellen und Forschungen zur Diasporawissenschaft* (= Beihefte Evangelische Diaspora) 10, Leipzig 2011, 32-51; Klaus Stadel, *Das Verständnis von Diaspora Aus der Sicht der römisch-katholischen Kirche, Quellen und Forschungen zur Diasporawissenschaft* (= Beihefte Evangelische Diaspora) 10, Leipzig 2011, 19-31.

Minderheitskirchen ein Leitbegriff werden wird. Diaspora als ein Schlüsselwort für die Kirche von morgen.

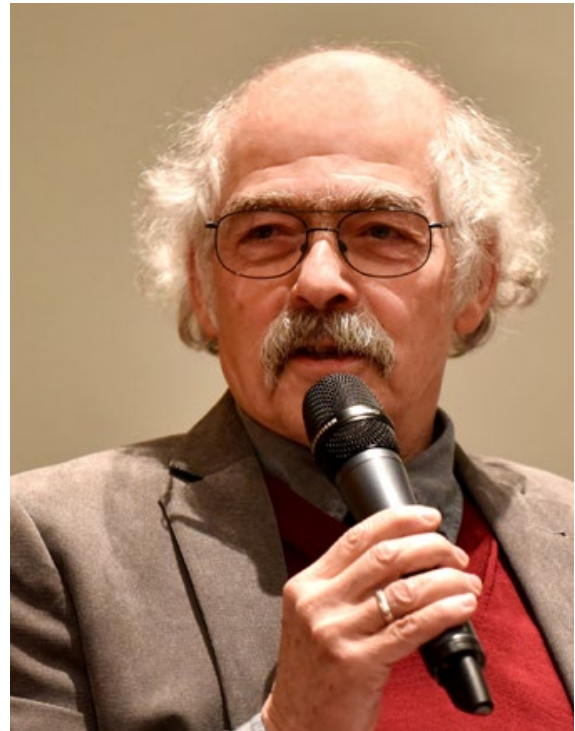
Diaspora – Zukunft der Kirchen?

Die evangelischen Kirchen in Europa sind in ihrer großen Mehrheit zahlenmäßige Minderheitskirchen. In der „Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE)“ hat daher das Verhältnis von Mehrheits- und Minderheitskirchen stets eine große Rolle gespielt,

Einen großen Schritt, das Vorhaben einer „Theologie der Diaspora“ auf europäischer Ebene vorzubringen, stellt das Studienprojekt der „Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE)“ dar, das mit Beschluss der 7. Vollversammlung der GEKE im Jahr 2012 initiiert wurde. Das Studienprojekt strebt nicht weniger an, als Überlegungen für ein künftiges Selbstverständnis des Protestantismus in Europa unter dem Stichwort der Diaspora zu liefern, die sich als eine Gestalt von öffentlicher Theologie begreift. Dabei wird Diaspora nicht nur als empirischer Begriff verstanden, sondern als theologische und biblisch orientierte Begründung der Minderheitensituation.

Rene Krüger formuliert zusammenfassend: „Es geht nicht mehr darum, in der Diaspora zu leben, sondern Diaspora zu sein...Samen, Aussaat und Saat zu sein – kurzum: Menschen zu sein, die das Evangelium aussäen. Kirche in der Diaspora zu sein, bedeutet, eine Minderheit mit einer Mission zu sein“¹².

¹² Rene Krüger, *Die Diaspora. Von traumatischer Erfahrung zum ekklesiologischen Paradigma, Quellen und Forschungen zur Diasporawissenschaft (= Beihefte Evangelische Diaspora) 7, Leipzig 2011, 135.*



Die reformierte Gemeinde in Hannover – Minderheit mit Luft nach oben

von Paul Oppenheim¹

Der Diasporabegriff hat eine lange Geschichte und ist kein präziser Begriff. Er bezeichnet im heutigen Sprachgebrauch jede religiöse, ethnische oder sprachliche Gruppe, die als Minderheit inmitten einer anders geprägten Mehrheit lebt. Früher wurden die deutschen Gemeinden im Ausland, die man heute als Auslandsgemeinden bezeichnet auch als Diaspora bezeichnet. Heute nennen wir die kleinen evangelischen Minderheitskirchen in überwiegend katholisch oder orthodox geprägten Gegenden „Diasporakirchen“ aber

¹ OKR i.R. Paul Oppenheim ist Mitglied der Ev.-ref. Kirche Hannover und war 20 Jahre lang als theologischer Referent der EKD im Bereich der Auslands- und Ökumenearbeit tätig.

wir sprechen auch von Diaspora, um ethnische Gruppen ungeachtet ihrer religiösen Prägung zu benennen, die ihre Heimat verlassen haben und im Ausland leben.

Der Begriff der Diaspora verleitet ein bisschen dazu, Minderheitensituationen schön zu reden. Dabei ist Kirche immer auf Wachstum angelegt. Keine Kirche wünscht sich, klein zu sein oder gar Mitglieder zu verlieren. Der Missionsbefehl „Gehet hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker.“ (Matthäus 28,19) gehört zur DNA jeder christlichen Gemeinschaft und insofern ist die Minderheitensituation oder die Zerstreuung nichts Erstrebenswertes aus christlicher Perspektive. Es hat sich noch keine Kirche „gesund geschrumpft“. Dort wo man gedacht hat, mit dem Verlust von Mitgliedern würde der lebendige Kern der Gemeinde übrig bleiben und das kirchliche Leben aufblühen, musste man feststellen, dass dies nicht eingetreten ist. Die Niederlande aber auch die frühere DDR sind dafür deutliche Beispiele.

Schauen wir allerdings auf eine Kirche wie unsere reformierte Kirchengemeinde in Hannover so treffen wir auf eine Gemeinschaft, die sich von vornherein als Minderheit verstehen musste und nicht darauf hoffen konnte, jemals die Mehrheit der Bevölkerung Hannovers für sich zu gewinnen. Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, eine Gemeinde von Fremden, die ihre Sprache und ihre konfessionelle Prägung bewahren wollten, gründeten die Französisch-reformierte Kirche und wurden von der lutherischen Bevölkerungsmehrheit geduldet. Nach und nach zogen auch deutschsprachige Christen reformierter Prägung aus Ostfriesland, der Grafschaft Bentheim und anderen Gegenden Deutschlands nach Hannover. Gemeinsam mit den französischen Hugenotten bildeten sie eine Kirchengemeinde refor-

mierter Prägung, die bis heute als evangelisch-reformierte Minderheit im überwiegend evangelisch-lutherisch geprägten Hannover fortbesteht.

Die Herausforderung besteht darin, auch und gerade als Minderheit lebendige und somit wachsende Gemeinde zu sein. Als Gemeinde der Evangelisch-reformierten Landeskirche teilt unsere Gemeinde das Los aller Gliedkirchen der Evangelischen Kirchen in Deutschland (EKD). Wie bei den anderen evangelischen Landeskirchen in Deutschland klaffen nämlich die Zahl der amtlich gemeldeten und kirchensteuerzahlenden Mitglieder und die Zahl der am Gottesdienst und Gemeindeleben beteiligten Menschen weit auseinander. Weniger als 10 Prozent der Kirchenmitglieder beteiligen sich regelmäßig am Gemeindeleben. Da ist also noch viel Luft nach oben. Selbst wenn sich die Zahl der Gottesdienstbesucher an Sonntagen verdoppeln würde, wäre man noch lange nicht am Limit. Und auch in eine andere Richtung weist uns der Missionsbefehl Christi (Matth. 28,19), denn unsere Herkunft aus Flucht und Migration macht uns sensibel für die heutigen Migranten. Indem wir die ungarische Gemeinde bei uns beherbergen und monatlich einen englischsprachigen Gottesdienst anbieten, öffnen wir uns für Glaubensgeschwister, die aus anderen Ländern und Erdteilen zu uns kommen. Dort liegt vielleicht die besondere Berufung einer Minderheit, dass sie Verständnis hat für andere Minderheiten und ihnen einen Schutzraum bietet, wo sie nicht befürchten müssen, ihre Identität zu verlieren.



„The world is my parish – Die Welt ist mein Kirchspiel!“

von Uwe Onnen¹

Die Evangelisch-methodistische Kirche in Deutschland verstand sich nie, obwohl in Deutschland eine kleine Kirche, als eine Diasporakirche. Immer schon war sie, aufgrund ihrer Ursprünge in Deutschland, eine Kirche, deren Gemeinden sich weit verstreut im Land befinden. Dennoch kam nie das Gefühl der Diaspora auf, da sich die methodistischen Kirchen untereinander als eine Konnexio, ein Verbundsystem, verstehen. Die einzelnen Gemeinden gehören zur Gesamtkirche und verstehen sich auch als Gesamtkirche. Und diese Konnexio geht über die nationalen Grenzen hinaus. Die evangelisch-methodistische Kirche in Deutschland gehört zur Familie des Weltrats methodistischer

¹ Uwe Onnen ist Pastor der Ev.-meth. Kirche und Vorsitzender der ACK Hamburg.

Kirchen und damit zur einer der größten Kirchenfamilien weltweit. So war und ist das Leitmotiv des Kirchengründers John Wesley „die Welt ist mein Kirchspiel“ bis heute im Lebensgefühl der methodistischen Kirchen vorhanden.

Im Blick sind dabei die Menschen in unserem Land, die entkirchlicht und der christlichen Religion entfremdet sind. Und diese Gruppe wird in der Gesellschaft immer größer. Wie können diese für das Christentum, letztlich mit dem Evangelium bekannt gemacht werden? Und warum arbeiten wir als Kirchen in Deutschland oftmals nebeneinander her und handeln mehr gemeinsam? Zahlenmäßig scheinen die Kirchen in Deutschland zu schrumpfen, daher fragen viele nach Wachstum in den Kirchen. Wachstum ist aber sehr differenziert zu betrachten und

kann sich nicht nur auf Mitgliederwachstum beschränken. Ein Reflex in diesem Zusammenhang ist oftmals das sich besinnen auf das ganz Eigene. Dies kann aber zu einem Rückzug in die eigene „Burg“ der Tradition und Herkunft führen und nicht in ein gemeinsames Handeln.

Meiner Meinung nach müssten wir mehr und mehr ökumenisch denken und handeln und dadurch ein gemeinsames Zeugnis für unsere Gesellschaft geben. Ökumenisch bedeutet für mich in diesem Zusammenhang mehr als nur bilaterale Ökumene zwischen röm.-kath. Kirche und den Kirchen der EKD. Die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK) setzt hier bereits Zeichen und wird noch zu wenig genutzt. Kirchen mögen als einzelne in der Minderheit sein oder sich als Kirche in der Diaspora fühlen. Aber im ökumenischen Kontext sind sie es nicht, sondern stellen zusammen eine gute, sichtbare und starke Kraft in der Gesellschaft dar.

Kurzberichte aus LWB und ACKN

Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Namibia

von Rainer Kiefer

„Befreit durch Gottes Liebe“ – so lautete das Thema der Zwölften Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB), die im Mai in Windhuk in Namibia stattgefunden hat. Im Jahr des Reformationsjubiläums trafen sich die Delegierten der 145 Mitgliedskirchen im Südlichen Afrika. Mit der Entscheidung für Namibia wurde deutlich, dass die Reformation eben mehr ist als eine europäische Bewegung und nach 500 Jahren auf allen Kontinenten zuhause ist. Die drei lutherischen Kirchen in Namibia hatten die Einladung nach Windhuk gemeinsam ausgesprochen und waren engagierte und freundliche Gastgeber.

Auf die mehr als 300 Delegierten und die 500 weiteren Teilnehmenden wartete ein buntes und anspruchsvolles Tagungsprogramm. Jeder Tag begann mit einem Gottesdienst und einer anschließenden Bibelarbeit. Dabei prägte die Vielfalt der Kontexte und Kulturen der Weltgemeinschaft aus 98 Ländern die gemeinsame Feier.

An jedem Tag gab es thematische Vorträge und zahlreiche Grußworte ökumenischer Gäste, die die Vollversammlung begleiteten. So wurde deutlich, dass der Lutherische Weltbund durch Dialoge und gemeinsame Arbeitsvorhaben sowohl in der ökumenischen Welt als auch in globalen politischen Kontexten gut vernetzt ist.



Der neue Präsident des LWB ist Erzbischof Dr. Musa Filibus aus Nigeria

In den Plenarsitzungen wurden die Berichte des Präsidenten und des Generalsekretärs entgegengenommen und diskutiert. Hier war auch Raum, um Themen der Kirchengemeinschaft vorzustellen und zu reflektieren. Der Generalsekretär Martin Junge zeichnete das Bild einer eng verbundenen und zugleich ökumenisch weiten Kirchengemeinschaft, die angesichts der wachsenden Ungleichheit zwischen Arm und Reich weiterhin dem Dienst an der Gemeinschaft hohen Wert beimisst. Dies geschieht u.a. durch die erfolgreiche Arbeit des Weltdienstes für Geflüchtete und Vertriebene. Der scheidende Präsident Bischof Munib Younan erinnerte an die ökumenischen Versöhnungsprozesse und forderte ein starkes Engagement für den Frieden. Der neue Präsident Erzbischof Dr. Musa Filibus kommt aus der Lutherischen Kirche Christi in Nigeria. Damit ist zum zweiten Mal in der Geschichte des LWB ein Kirchenführer aus Afrika zum Präsidenten gewählt worden. Geschlechtergerechtigkeit und die Ordination von Frauen in lutherischen Kirchen sind



Personen v.l.n.r.: Michael Thiel, Wencke Breyer, Ralf Meister, Lasse Schmidt-Klie, Rebecca Lühmann, Heike Conrads, Rainer Kiefer.

Aus der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers nahmen sechs Delegierte teil. Die Delegation wurde von Landesbischof Ralf Meister angeführt; neben dem Ökumenereferenten der Landeskirche ÖLKR Rainer Kiefer gehörten mit Frau Wencke Breyer und Frau Heike Conrads auch zwei Mitglieder der Landessynode zur Delegation. Der LWB legt Wert darauf, dass in allen Gremien des Weltbundes junge Männer und Frauen unter 30 in angemessener Zahl vertreten sind. So war es eine große Bereicherung für alle, dass die Studierenden Rebecca Lühmann und Lasse Schmidt-Klie als Delegierte der Landeskirche mit nach Namibia gekommen waren. Lasse Schmidt-Klie wurde in Namibia dann auch in den 50köpfigen Rat der Weltgemeinschaft gewählt

Themen, die dem neuen Präsidenten besonders am Herzen liegen.

Einen besonderen Höhepunkt bot die Jubiläumsfeier zum 500. Reformationsgedenken, die in ökumenischer Verbundenheit gefeiert wurde. Etwa 9000 Personen kamen an einem Sonntag im Sam Nujoma-Stadion zusammen, um mit vielen Chören und Gruppen aus dem ganzen Land zu feiern. Die Predigt hielt Bischof em. Dr. Zephania Kameeta, der sich entschieden gegen die damalige Apartheidspolitik in Namibia eingesetzt hat und heute Mitglied der Regierung Namibias ist und das Ministerium für Armutsbekämpfung leitet.

Eine wichtige Orientierung für die künftige Arbeit des LWB stellte die Botschaft der Vollversammlung dar. In ihr bekräftigten die Delegierten, sich „befreit durch Gottes Gnade von der Sünde, nach außen zu wenden und dem Nächsten zu dienen.“ Die Gabe und Aufgabe der Kirchengemeinschaft zeigt sich in dem Engagement des LWB für Versöhnung, Aufbau von Gemeinschaft und prophetische Diakonie inmitten vieler sozialer und ökonomischer Faktoren, die im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts die Freiheit auf die Probe stellen.



*Der neue Vorstand der ACKN, v.l.n.r.:
Dagmar Stoltmann-Lukas, Reinhard Molitor, Günter
Baum, Gabriele Lachner, Holger Kelbert, Matthias Blümel,
Inga Göbert, Woldemar Flake*

Aus der ACK Niedersachsen

Mülheimer Verband jetzt in der ACKN

Nachdem der Mülheimer Verband Freikirchlich-Evangelischer Gemeinden (MV) im Herbst 2016 bei der Delegiertenversammlung durch Pastor Friedemann Pache (Lüneburg) vorgestellt worden war, und nach Konsultation der jeweiligen Kirchenleitungen und Entscheidungsorgane wurde der MV als Vollmitglied in die ACKN aufgenommen. Der Mülheimer Verband entstammt ursprünglich der Gemeinschaftsbewegung. Während der Gnadauer Verband jedoch in der Landeskirche blieb („in, mit aber nicht unter“) entwickelte sich der MV zur Freikir-

che. Der MV gilt als älteste pfingstkirchliche Vereinigung in Deutschland, versteht sich heute aber als Freikirche evangelikal-charismatischer Prägung. Der MV gehört der bundesweiten ACK sowie der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (VEF) jeweils als Vollmitglied an. Von seinen 43 Gemeinden sind vier Gemeinden mit ca. 350 Mitgliedern in Niedersachsen beheimatet. Sie lassen sich zwei Regionalbünden zuordnen: dem Bund Weser-Ems und dem Nord-West Bund. Der Mülheimer Verband hat aktuell insgesamt ca. 4.600 Mitglieder und betreut seelsorgerlich ca. 2.300 Kinder und Jugendliche.

Aus Delegiertenversammlung, Vorstand und Geschäftsführung

In Vorstand und Delegiertenversammlung wurde das Gespräch mit der Neupostolischen Kirche auf regionaler niedersächsischer Ebene begonnen und sollen in geeigneter Form fortgesetzt werden. Das Ziel ist zunächst ein besseres gegenseitiges Kennenlernen. Die Möglichkeit einer künftigen Gastmitgliedschaft in der ACKN soll hierbei bewusst im Auge behalten werden.

Mit der Neukonstituierung der Delegiertenversammlung der ACK Niedersachsen kam es zu einer Neuwahl des Vorstands sowie zum turnusmäßigen Wechsel der Geschäftsführung. Als Nachfolger der langjährigen Vorsitzenden Dr. Gabriele Lachner wurde Propst i. R. Matthias Blümel aus Wolfsburg in das Amt des 1. Vorsitzenden gewählt (Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig). Ihm stehen zur Seite als Stellvertreter die Pastoren Woldemar Flake (Ev.-luth. Landeskirche Hannovers) und Holger Kelbert (Baptisten, Lüneburg). Als kooptierte Mitglieder gehören dem Vorstand an Dr. Gabriele Lachner (Röm.-kath. Offiziat, Vechta), Pastor Günter Baum (Ev.-ref. Kirche, Osnabrück) und Domkapitular Reinhard Molitor (Röm.-kath. Bistum Osnabrück). Hinzu kommt mit beratender Funktion Pastorin Inga Göbert (Ev.-luth. Landeskirche Hannovers). Als Geschäftsführerin löste Dr. Dagmar Stoltmann-Lukas (Röm.-kath. Bistum Hildesheim) Dr. Kumitz-Brennecke (Wolfenbüttel) ab.

Gründung einer neuen lokalen ACK¹

Im September 2017 wurde in einem Gottesdienst die Gründungsurkunde der ACK Buxtehude unterzeichnet. Gründungsmitglieder sind die Freie evangelische Gemeinde, die Jesusgemeinde (Pfungstler), die römisch-katholische Pfarrgemeinde Mariä Himmelfahrt sowie die beiden evangelisch-lutherischen Gemeinden Paulus und Petri.

¹ Für die Internetpräsenz der ACKN wurde eine grafische Übersicht über die lokalen ACKs in Niedersachsen und deren Mitglieder erstellt, die unter folgender Adresse angeschaut und geladen werden kann: www.ackn.de/loertliche_ack

Buchempfehlungen



„Mit Lust und Liebe Glauben“

Das päpstliche Schreiben „Amoris laetitia“ zu Ehe, Familie und Sexualität hat ein erstaunliches Echo gefunden. Hier spricht ein Papst, der das Leben kennt! Franziskus geht es tatsächlich um Lust und Liebe.

In einer erfrischend

lebensnahen und zugleich wertschätzenden Weise bestärkt er die Menschen, Beziehungen

glücklich und verlässlich zu gestalten. Autorin und Autor ermutigen in ihrem Buch, diesen wichtigen Text als Impulsgeber für das eigene Leben zu entdecken. Um die Alltagstauglichkeit für die Gemeindepastoral zu unterstreichen, finden sich hilfreiche Anregungen für die Arbeit mit „Amoris laetitia“ in Gemeinden und Gruppen.

Martina Kreidler-Kos und Christoph Hutter, Mit Lust und Liebe Glauben: Amoris laetitia als Impuls für Gemeinde, Partnerschaft und Familie. Mit einem Begleitwort von Bischof Franz-Josef Bode, Schwabenverlag Ostfildern, 1. Auflage 2017, 208 Seiten, Paperback 19 Euro, ISBN: 978-3-7966-1724-9

„Vom Wandern und Wundern“

In der langen Tradition der Kirche und durch die Jahrhunderte hindurch findet man sie immer wieder: Menschen, bei denen Bestehendes ein Gefühl des Fremdseins hervorruft. Menschen, die als Prophetinnen und Propheten eine Kirche von morgen, mal im Großen, mal im Kleinen, vorleben.

Auch heute gibt es diejenigen, bei denen das Wandern und Wundern, diese „heilige Unruhe“, einerseits das Gefühl der Fremde auf tut, andererseits neue Perspektiven für das Weiterentwickeln von Kirche und Gemeinde schenkt. Von solchen Menschen, von deren zukunfts-

trächtigen Worten und Werken, von ihrer Bedeutung für die Zukunft der Kirche erzählt dieses aus der ökumenischen Praxis hervorgegangene Buch in zwölf Gedankengängen.

Maria Herrmann und Sandra Bild (Hgg.), Vom Wandern und Wundern: Fremdsein und prophetische Ungeduld in der Kirche. Mit einem Nachwort von Christina Aus der Au, Echter Verlag Würzburg, 1. Auflage 2017, 200 Seiten, Paperback 14,90 Euro, ISBN 978-3-429-04403-9



*Pastor Daniel Konnemann und Pastorin Birgit Mattausch
bei der Konferenz W@nder im Februar 2017*



